

Hermann Friedrich Friedrich

AUS DEM TAGEBUCH
EINES
KRIMINALKOMMISSARS



Kriminalbibliothek 19. Jahrhundert

Hermann Friedrich Friedrich

Aus dem Tagebuch eines Kriminalkommissars

Inhalt

Fall 1 - Auf der Fährte des Mörders	7
Fall 2 - Ein Dieb aus der vornehmen Welt	30
Fall 3 - Ein verwegener Geselle	48
Fall 4 - Der geheimnisvolle Wandschrank	66
Fall 5 - Von Verbrechen zu Verbrechen	86
Fall 6 - Zwei Flüchtlinge	108
Fall 7 - Durch Strychnin	124

Fall 1

Auf der Fährte des Mörders

Kein Beruf bietet mehr Gelegenheit, das Menschenherz mit all seinen verborgenen Tiefen und Leidenschaften gründlich kennenzulernen, als der des Kriminalbeamten. Seine Lebensaufgabe ist, bei allen Verbrechen, die geschehen, dem Urheber und dessen inneren Beweggründen nachzuspüren. Da fällt dann vor dem scharf beobachtenden Blick manche heuchlerische Maske, die der Mensch trägt, und mancher, der vor der Welt als Ehrenmann galt, steht plötzlich als ein schwerer Missetäter, ein fürchterlicher Verbrecher da.

Wir werden es im Folgenden unternehmen, aus dem uns zur Hand gekommenen Tagebuch, das ein Kriminalkommissar über die von ihm geleiteten Untersuchungen zu führen pflegte, einige interessante Fälle herauszuheben. Wir beginnen mit einem Ereignis, das seiner Zeit in der Gegend, wo es sich zutrug, alle Gemüter mit Schrecken erfüllte. Der Beamte schrieb darüber das Folgende:

Die Einwohner des Dorfes N. waren in größter Aufregung. Auf dem Gut des Herrn von Seebeck war der Verwalter desselben Namens Lamprecht erschlagen worden! Es lag unzweifelhaft ein Mord vor, und Herr von Seebeck kam selbst zur Stadt, um dem Staatsanwalt, mit dem er befreundet war, von dem Verbrechen Anzeige zu machen.

Die Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes sowie die ersten Nachforschungen nach dem Verbrecher wurden durch den Schulzen des Dorfes und einen Wachtmeister der Gendarmen vorgenommen, schienen aber in einer sehr oberflächlichen Weise ausgeführt zu sein; sie blie-

ben ohne jeden Erfolg.

Der Verwalter war in einem Steinbruch tot gefunden worden. Die Tat konnte nicht dort selbst geschehen sein, sondern eine Blutspur verriet deutlich, dass der Mörder sein Opfer in der Nähe des Steinbruchs getötet, die Leiche dann bis zu dem Steinbruch geschleift und in denselben hinab geworfen hatte. Der Mord war, mit einem viereckigen und scharfkantigen Instrument, mit einem Hammer vollbracht, wie die Untersuchung des Toten und die Verletzung des Schädels auf welchen der Schlag geführt war, deutlich herausgestellt hatte. Der Ermordete hatte nur den einen Schlag erhalten, welcher sofort tödlich gewesen war. Uhr und Börse des Erschlagenen fehlten, es schien demnach ein Raubmord vorzuliegen und nach dieser Richtung allein waren die Nachforschungen eingestellt worden.

Ich erhielt auf die Veranlassung des Staatsanwaltes von meinem Vorgesetzten den Auftrag, mich nach dem Gut des Herrn von Seebeck zu begeben und dort eingehende Nachforschungen anzustellen. Es wurde mir in dieser Angelegenheit vollständige Befugnis erteilt und ich reiste mit der Voraussetzung ab, dass ich jedenfalls einige Zeit vielleicht sogar wochenlang an dem Ort des Verbrechens verweilen werde. Ich wusste über die ganze Angelegenheit nicht mehr, als was das sehr oberflächliche Protokoll des Wachtmeisters der Gendarmen und das allerdings eingehende und tüchtige Urteil des Gerichtsarztes, der den Toten untersucht hatte, enthielt.

Der Staatsanwalt hatte mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Herrn von Seebeck, mitgegeben, von welchem ich mit der zuvorkommenden Freundlichkeit empfangen und dringend gebeten wurde, auf dem Gut

selbst zu bleiben, obschon es meine Absicht gewesen war, in der dürftigen Dorfschenke ein Zimmer zu nehmen.

»Mein Haus steht Ihnen so lange zur Verfügung, als es Ihnen in demselben gefällt«, sprach Seebeck. »Und ich glaube es wird Ihrer Aufgabe auch besser entsprechen, wenn Sie hier bleiben. Ich weiß nicht, welches Ihre Absichten sind; sollte Ihnen daran liegen, dass Ihre amtliche Stellung hier vor der Hand unbekannt bleibt, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie als meinen Freund einzuführen.«

Herr von Seebeck hatte in seinem Entgegenkommen so viel Gewinnendes, dass ich sein Ersuchen und Anerbieten nicht ablehnen mochte, zumal beides für meine Aufgabe nur nützlich sein und mir dieselbe erleichtern konnte.

Der Gutsbesitzer war eine große dürre aber kräftig gebaute Gestalt. In seiner Haltung und in seinen Bewegungen lag etwas Schlaffes. Dies schien mehr eine Angewöhnung zu sein. Sein Gesicht war nicht sehr einnehmend. Seine Augen hatten etwas Starres, ihr Blick war zuweilen stechend. Das Gesicht war von einem hellblonden Bart eingerahmt, das Haar von gleicher Farbe hing glatt über beide Ohren herab. Seebeck mochte ungefähr sechsunddreißig Jahre zählen.

»Durch das ruchlose Verbrechen habe ich einen treuen Diener verloren«, sprach er. »Lamprecht war länger als zehn Jahre bei mir und ich habe eigentlich nie Ursache gehabt, über ihn zu klagen. Er hatte reiche Erfahrungen, dabei war er gewissenhaft und unermüdlich. Ich werde nie wieder einen solchen Verwalter bekommen!«

Er schien über den Verlust tatsächlich sehr betrübt zu sein.

»Haben Sie irgendeine Spur des Täters entdeckt?«, fragte

ich. »Oder haben Sie gegen irgendjemand Verdacht?«

»Eigentlich beides nicht«, erwiderte Seebeck. »Es haben sich mir wohl Vermutungen aufgedrängt, allein es sind eben nur Vermutungen.«

»Wollen Sie mir dieselben mitteilen?«, warf ich ein.

Er schien zu zögern.

»Herr Kommissar«, sprach er, »ich bin nicht imstande, meinen Verdacht zu beweisen und möchte niemand zu nahe treten. Lamprecht hatte kaum einen Feind; aus Rache scheint die Tat deshalb wohl nicht geschehen zu sein. Nach meiner Überzeugung sind die wenigen Taler, welche er bei sich trug und seine Uhr die Ursache seines Todes gewesen - es treibt sich viel Gesindel in dieser Gegend umher, dem eine solche Tat zuzutrauen ist. Ich hoffe, die Uhr wird zu der Entdeckung des Mörders führen.«

Ich mochte nicht weiter forschen, da ich zunächst den Ort, an welchem das Verbrechen vollbracht war, in Augenschein nehmen wollte.

Der Steinbruch befand sich in einem kleinen Gehölz; beide gehörten zu dem Gut und waren ziemlich abgelegen von demselben. Ein Weg führte nicht durch das Gehölz und Fremde konnten nur selten dorthin kommen, weil sie dort nichts zu suchen hatten.

Ich suchte noch an demselben Tag den Schulzen des Dorfes auf, gab mich als Kommissar der Kriminalpolizei zu erkennen und ließ mir von ihm erzählen, was er über die Tat wusste. Es war wenig Neues. Der Ermordete war bereits einen ganzen Tag vermisst worden und schon über vierundzwanzig Stunden tot, ehe er gefunden war.

»Wie war der Charakter des Toten?«, fragte ich den Schulzen.

»Einfach und schlicht«, lautete die Antwort. »Manche seiner Kollegen sahen ihn wohl über die Schulter an und nannten ihn beschränkt, sein Kopf reichte für die Stellung, welche er bekleidete, aus«.

»War er beliebt?«, forschte ich weiter.

»Allgemein. Seine Kollegen sahen ihn, wie gesagt wohl über die Achsel an, allein in Wirklichkeit hatten sie ihn doch gern. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die keinen Feind haben.«

»Der Ermordete war unverheiratet?«, fragte ich.

Der Schulze lächelte.

»Gewiss«, versicherte er. »Ich glaube, er hat nie daran gedacht, zu heiraten, er wurde sogar ärgerlich, wenn seine Freunde ihn damit neckten. Selbst den hübschesten Mädchen ging er aus dem Weg. Wenn er des Abends oder sonntags ruhig in seinem Zimmer oder in seinem kleinen Garten sitzen und seine Pfeife rauchen konnte, war er vollständig zufrieden und ich glaube, er hat nie mehr vom Leben verlangt.«

In Betreff des Mörders hatte der Schulze dieselbe Ansicht wie der Herr von Seebeck. Auch er sprach von Gesindel, welches sich in der Gegend umhertrieb und sein Verdacht erstreckte sich sogar auf eine Zigeunerfamilie, welche einige Wochen zuvor durch das Dorf gezogen war.

Dies war alles, was ich von dem Schulzen erfahren konnte. Die Schwierigkeit meiner Aufgabe fuhr mir durch den Kopf hin und fast schlaflos brachte ich die erste Nacht in dem Haus des Herrn von Seebeck zu. Noch hatte ich nicht den geringsten Anhaltspunkt gewonnen, acht Tage waren seit der Tat bereits verflossen und die ersten Spuren derselben durch die ungeschickte Untersuchung verwischt.

Ich saß am folgenden Morgen noch auf meinem Zimmer, als der Gutsbesitzer bei mir eintrat und mich einlud, mit ihm auf die Jagd zu fahren. Ich lehnte es dankend ab.

»Sie müssen Ihre Aufgabe nicht allzu ernst auffassen«, sprach er. »Auch ich wünsche ja, dass der Mörder entdeckt wird, allein meinen alten braven Verwalter bekomme ich doch dadurch nicht wieder. Glauben Sie mir, ich habe mir während der acht Tage unablässig den Kopf zerbrochen, um eine sichere Spur des Mörders zu entdecken. Ich weiß wohl, dass Ihr Blick ein schärferer ist, dennoch befürchte ich, dass auch Sie nicht mehr erforschen werden. Der Mörder ist aller Wahrscheinlichkeit nach viele Meilen von hier entfernt.«

Er sprach sehr liebenswürdig und zuvor kommend, dennoch wiederholte ich meine Ablehnung.

»Dann zwingen Sie mich, auf das Vergnügen ebenfalls zu verzichten«, fuhr der Gutsherr fort. »Sie gelten hier als mein Freund und es würde auffallen, wenn ich sogleich am zweiten Tag ohne denselben zur Jagd fahren wollte.«

»Herr von Seebeck«, fiel ich ein, »ich bin auf Ihr freundliches Anerbieten eingegangen, weil ich voraussetzte, Sie würden sich durch dasselbe in keiner Weise beschränken lassen.«

»Und was werden die Leute sagen?«

»Teilen Sie ihnen mit, ich sei ein Sonderling, der am liebsten seine eigenen Wege gehe«, gab ich zur Antwort. »Sie erweisen mir sogar einen Dienst dadurch, denn ich werde in tatsächlich oft meine eigenen Wege gehen müssen, auf denen mich zu begleiten Ihnen wenig Vergnügen machen würde.«

»Das käme darauf an!«, rief Herr von Seebeck. »Ich stelle

mir die Tätigkeit eines Kriminalkommissars außerordentlich schwierig, aber auch höchst interessant vor.«

»Diese Tätigkeit ist zum Teil sehr langweilig, da sie oft eine große Geduld erfordert«, wandte ich ein.

»An Geduld fehlt's mir nicht«, fuhr der Gutsherr fort, »darin würde ich es sicherlich mit Ihnen aufnehmen.«

»Herr von Seebeck«, entgegnete ich, »fassen Sie meine Ablehnung nicht als Ungefälligkeit auf. Ich muss im Anfang bei meinen Nachforschungen allein sein, um ganz unbefangen zu bleiben. Ich muss im Stillen Menschen und Gegenstände beobachten, oft führt ein ganz geringer Umstand auf die richtige Spur. Unwillkürlich würde jeder, wenn Sie bei mir wären, befangen sein, weil Sie der Herr des Ermordeten waren.«

»Ich glaube Sie gehen zu weit«, gab der Gutsherr zur Antwort. »Es weiß ja ein jeder, welches Interesse ich habe, dass der Mörder entdeckt wird – doch wie Sie wollen! Es war eine Laune oder Neugierde von mir. Einen Punkt wünschte ich gerne zu erledigen. Ich weiß nicht, wer die geringen Habseligkeiten des Toten erben wird, ich schulde dem Toten noch das Gehalt für fast ein halbes Jahr. Darf ich Ihnen dasselbe übergeben?«

Er wollte das Geld auf den Tisch legen.

Ich musste auch dies ablehnen, da meine Aufgabe nichts damit zu schaffen hatte.

Herr von Seebeck verließ mich, wie es schien, in einer etwas misshütigen Stimmung. Meine Ablehnung schien ihn verletzt zu haben, und doch konnte ich nicht anders handeln. Gleich darauf sah ich ihn das Haus verlassen und fort fahren.

Auch ich verließ das Gut. Ohne bestimmten Plan begab

ich mich in das Dorf. Unter dem Schein eines harmlosen Städters, dem vieles auf dem Land neu erscheint, knüpfte ich mit mehreren Dorfbewohnern ein Gespräch an, welches ich mit geringer Mühe auf die Erinnerung des Verwalters lenkte. Ich forschte die Leute aus, ohne dass sie meine Absicht errieten, allein meine Bemühungen waren erfolglos, denn ich erfuhr nichts Neues. Noch immer war ich völlig im Unklaren, wessen Interesse durch Lamprechts Tod gefördert sein konnte.

Ich begab mich noch einmal zur Stätte des Verbrechens, um wieder die Umgebung derselben genau zu durchforschen. Der Hammer, mit welchem der Mord geschah, war noch nicht aufgefunden worden. Wenn es mir gelang, denselben zu finden, so hatte ich wenigstens einen festen Anhaltspunkt, an welchen ich meine weiteren Untersuchungen knüpfen konnte. Ich durchsuchte den Steinbruch, das Gehölz, mit der größten Vorsicht - vergebens!

Missmutig verließ ich den Ort und schritt auf einen größeren Wald zu, der nur durch einen Anger davon getrennt war. Ich suchte dort keine Spur, der Schatten unter den prächtigen Bäumen zog mich an. Langsam schritt ich unter den hohen Bäumen dahin. Es ging sich so weich auf dem üppigen Boden, die Luft weitete meine Brust, die Stille ringsum tat mir wohl.

Plötzlich trat mir ein Jäger entgegen; ich erkannte denselben noch nicht, als er mir bereits zurief: »Ah, Herr Kommissar, wie kommen Sie hierher?«

Jetzt erkannte ich ihn, es war der Förster Martin, den ich vor mehreren Jahren kennengelernt hatte.

»Sie können leicht erraten, was mich in diese Gegend geführt hat«, erwiderte ich, ihm zum Gruß die Hand schüt-

telnd.

»Die Ermordung Lamprechts?«, fuhr der Förster fort. »Ich dachte es mir! Das ist eine seltsame Geschichte, die ich noch nicht zu begreifen vermag.«

»Was wissen Sie darüber?«, warf ich ein.

»Nichts; wenigstens nichts, was Ihnen nicht schon bekannt sein wird. Mich hat dieses Verbrechen sehr aufgeregt, denn seit Jahren ist hier kein ähnliches geschehen, selbst Diebstähle sind hier sehr selten, weil die ganze Gegend eine sehr gesegnete ist und jeder hier Arbeit und guten Lohn findet.«

»Ich habe gehört, dass sich hier viel fremdes Gesindel umhertreibt«, bemerkte ich.

»Haha! Das hat Ihnen gewiss der Schulze gesagt«, rief der Förster lachend. »Herr Kommissar, das ist eine Torheit. Ich bin den ganzen Tag über auf den Beinen und nicht allein hier im Wald - ich müsste es wissen und ich weiß nur, dass sehr wenige Fremde hierher kommen, weil diese Gegend von der großen Landstraße zu weit entfernt ist. Ich behauptete sogar, es gibt keine Gegend im ganzen Land, in welcher so wenig Gesindel zu finden ist. Höchstens durchzieht ein armer Handwerksbursche das Dorf, um sich einige Groschen und ein paar Stück Brot zu erbetteln. Der Schulze ist ein beschränkter Kopf und es ist das Leichteste, den Mord fremdem Gesindel zuzuschieben.«

»Mir hat der Herr von Seebeck dasselbe gesagt«, bemerkte ich.

»Dann spricht er dem Schulzen nach oder der Schulze ihm - es ist eine Torheit. Seitdem vor mehreren Wochen eine Zigeunerfamilie hier durchzog, reden die Leute von fremdem Gesindel. Diese Familie ist vielleicht schon zwan-

zig und mehr Meilen von hier entfernt und außerdem schienen es ganz harmlose Leute zu sein.«

»Sie glauben also nicht, dass Lamprecht durch einen Fremden ermordet wurde?«, fragte ich.

»Nein«, entgegnete der Förster bestimmt.

»Haben Sie irgendeine andere Vermutung?«

»Auch das nicht. Aber wie sollte ein Fremder dazukommen, den Verwalter zu ermorden, dessen alte silberne Uhr keine drei Taler wert war und in dessen Tasche sich sicherlich kein Taler Geld befunden hat? Wer eine so schwere Tat auf sein Gewissen nimmt, verübt sie sicherlich nur, wenn es sich mehr der Mühe lohnt. Ich komme oft in das Gehölz und den Steinbruch, weil viele wilde Kaninchen in ihm hausen, allein ich habe dort nie einen Fremden gesehen. Ich will Sie nicht zu meiner Ansicht überreden, dennoch ist es meine Überzeugung, dass der, welcher Lamprecht erschlagen hat, hier in dieser Gegend zu suchen ist.«

»Herr Förster, Sie hegen bereits einen bestimmten Verdacht?«, warf ich ein.

»Nein«, gab Martin offen zur Antwort, »sonst würde ich es Ihnen sagen, denn ein solches Verbrechen muss gesühnt werden.«

»Sie kannten Lamprecht näher?«, fragte ich, an Försters Aufrichtigkeit nicht zweifelnd.

»Seit Jahren. Es war eine treue und ehrliche Seele, einfach, aber nicht so beschränkt, wie manche glaubten. Ich begegnete ihm oft hier im Wald und gegen mich war er immer gleich freundlich, ich hätte alles von ihm erreichen können. Er hatte seit einigen Jahren ein Verhältnis mit der Tochter des Waldhüters, der hier im Wald wohnt. Er hielt dasselbe sehr geheim – ich war, glaube ich, der einzige Mensch, der

darum wusste, und dass ich darüber schwieg, stimmte ihn dankbar gegen mich. Jetzt, nun er tot ist, kann ich darüber sprechen, denn ein Unrecht hat er durch dieses Verhältnis ja nicht begangen.«

»Mir hat der Schulze erzählt, dass er jedem Mädchen ausgewichen sei«, warf ich ein.

»Er war ein närrischer Kauz und der Schulze hat nicht ganz unrecht. Ich selbst glaube, dass er außer der Tochter des Waldhüters nie ein Mädchen geliebt hat und diese ist nicht einmal hübsch.«

Ein Gedanke tauchte in mir auf. »Wo wohnt der Waldhüter?«, fragte ich. Der Förster schien meine Gedanken zu erraten.

»Herr Kommissar«, sprach er, »ich werde Ihnen den Weg dahin zeigen. Eines möchte ich Ihnen sogleich ans Herz legen. Sowohl der Waldhüter als auch dessen Tochter haben mit dem Verbrechen nichts zu schaffen gehabt. Der Waldhüter, Franke ist sein Name, scheint ein finsterer Mann zu sein, in seinem Herzen ist er es nicht, er ist nur unglücklich. Es ist ihm schlimm ergangen. Er war früher Lehrer und in der Hitze hat er einem Jungen in der Schule einen unglücklichen Schlag versetzt. Der Junge ist gestorben, und wie die Ärzte behauptet haben, infolge des Schlages, obschon hundert Jungen zehnmal heftigere Schläge empfangen. Franke hat deshalb einige Jahre im Gefängnis gesessen. Als er wieder freikam, ist ihm, um sein einziges Kind zu ernähren, nichts weiter übrig geblieben, als die Stelle als Waldhüter anzunehmen. Es wollte ja niemand etwas von ihm wissen, weil es hieß, er habe einen Totschlag begangen. Das zehrt noch heute an seinem Inneren. Ich kenne ihn seit Jahren und büрге dafür, dass er keines Unrechtes fähig ist, am we-

nigsten solch eines Verbrechens.«

Ich glaubte dem Förster. Trotzdem ließ ich mich durch ihn zu der Wohnung des Waldhüters geleiten. Wir trafen nur die Tochter, die etwa dreißig Jahre alt sein mochte.

»Anna«, sprach der Förster, »Du kannst diesem Herrn offen vertrauen, er weiß, dass du Lamprecht gern hattest.« Dann ließ er uns allein.

Das Mädchen war nicht hübsch, allein aus ihren kummervollen Zügen sprach ein gutes und weiches Gemüt.

Sie war anfangs schüchtern, doch es gelang mir bald, ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Tod Lamprechts hatte sie tief erschüttert. Ich teilte ihr mit, dass ich gekommen sei, um den Mörder Lamprechts zu entdecken und bat sie, mir alles offen mitzuteilen.

»Er war so gut«, sprach sie weinend. »Seit Jahren kam er jede Woche einige Male, wenn auch stets nur auf kurze Zeit. Ich wusste, dass er es aufrichtig mit mir meinte. Außer dem Förster wusste niemand um unser Verhältnis, er würde sein Versprechen, mich zu heiraten, gehalten haben. Dann wollten wir eine kleine Wirtschaft pachten oder kaufen.«

»Besäß er die Mittel dazu?«, fragte ich.

»Ja. Er hielt es sehr geheim, das er sich einige Tausend Taler erspart hatte, nur mir hatte er es im Vertrauen mitgeteilt, jetzt kann ich ja darüber sprechen.«

»Wo hatte er das Geld?«, forschte ich weiter.

»In der Stadt bei einem ihm befreundeten Kaufmann.«

»Ist derselbe noch im Besitz des Geldes?«

Anna schwieg verlegen. Ich hatte einen Punkt berührt, über den sie nicht gern Auskunft zu geben schien. Um so mehr drang ich in sie.

»Nein«, entgegnete sie endlich. »Lamprecht hat mich gebeten, zu niemand darüber zu sprechen, ich habe es auch nicht getan, allein jetzt kann es ja doch kein Geheimnis bleiben. Vor einigen Monaten hat er das Geld bei dem Kaufmann erhoben und es dem Herrn von Seebeck gegeben, der es ihm besser zu verzinsen versprach.«

»Dem Herrn von Seebeck?«, wiederholte ich überrascht. Mir fiel ein, dass derselbe von den geringen Habseligkeiten des Toten gesprochen hatte! Wozu hatte mir derselbe das noch nicht bezahlten Gehalt für ein halbes Jahr geben wollen, wenn er eine bedeutend größere Summe von Lamprecht noch in Händen hatte? – Verschiedene Gedanken schossen durch meinen Kopf. »Der Herr von Seebeck ist ja reich, wie ist der denn dazu gekommen, von Lamprecht Geld zu leihen?«

»Das weiß ich nicht«, entgegnete Anna. »Reich ist er jedenfalls und ich beneide ihn, so oft ich ihn in seinem Wagen spazieren oder zur Jagd fahren sehe.«

»Wissen Sie bestimmt, dass der Herr von Seebeck Lamprecht das Geld nicht zurückgegeben hat?«

»Das weiß ich bestimmt. Lamprecht hatte vor mir kein Geheimnis, er hätte es mir gesagt, denn an demselben Tag, an welchem er ermordet worden ist, war er bei mir und wir rechneten zusammen aus, wie viel er nun jährlich von seinem Herrn bekommen werde.«

»Hat er keinen Schein darüber erhalten?«

»Das weiß ich nicht, ich glaube wohl nicht, weil er mit mir davon gesprochen haben würde. Wozu brauchte er auch einen Schein, da sein eigener Herr ihn doch nicht betrügen konnte?«

Ich bat Anna, über unser Gespräch gegen jeden zu

schweigen; sie versprach es. In mir war ein Verdacht aufgetaucht, den ich vergebens zu verscheuchen suchte. Langsam kehrte ich zu dem Gut heim. Herr von Seebeck war bereits vor mir eingetroffen und empfing mich in der freundlichsten Weise.

»Haben Sie irgendeine Spur entdeckt?«, fragte er.

»Keine«, log ich unbefangen. »Der Mörder ist wahrscheinlich schon viele Meilen weit entfernt, während ich mich bemühe, hier seine Spur aufzufinden. Sie haben hier sogleich einen Beweis, dass die Tätigkeit eines Kriminalkommissars nicht immer so interessant ist, wie Sie glauben.«

»Sie haben recht«, entgegnete der Gutsherr. »Es war auch nur eine flüchtige Laune von mir, in der Einförmigkeit des Landlebens kommt man auf die tollsten Einfälle. Ich habe auch nicht bereut, zur Jagd gefahren zu sein, denn dieselbe hat mir viel Vergnügen gemacht. Sie werden Ihre Abneigung dagegen überwinden, wenn Sie einige Male daran teilgenommen haben.«

Da die Zeit zum Mittagessen noch nicht gekommen war, schlug er mir noch einen kurzen Spaziergang durch den parkartig angelegten Garten vor, welcher unmittelbar an das Haus grenzte. Ich willigte gerne ein.

»Mein armer Verwalter muss von einem Fremden erschlagen sein, weil er hier tatsächlich keine Feinde besaß«, setzte er das Gespräch fort, während wir durch den Garten hin schritten. »Forschen Sie im Dorf, wo Sie wollen nach, es hatten, ihn alle gern. Meine Arbeiter wären für ihn durchs Feuer gegangen.«

»Dasselbe hat mir bereits der Schulze versichert«, versetzte ich.

»Ich würde sogar für einen jeden auf meinem Gut und auch im Dorf Bürgerschaft übernehmen«, fuhr er fort. »Ich kann es dreist tun, weil ich alle kenne.«

Hinter einem Busch hörte ich zwei Männer heftig streiten, ich achtete wenig darauf, bis mir eine plötzliche Unruhe im Wesen meines Begleiters auffiel.

»Ich glaube, der Tisch wird jetzt gedeckt sein«, sprach er und wollte zurückkehren. Es war offenbar seine Absicht mich von den Streitenden fernzuhalten.

»Ich habe dir den Hammer geliehen und verlange ihn von dir zurück«, rief ein Mann heftig.

»Und ich habe dir denselben wieder gegeben, denn ich habe das ganze Haus vergebens danach durchsucht«, gab ein anderer zur Antwort.

»Du hast ihn mir nicht gegeben«, versicherte der Erstere.

Ich kannte beide Streitenden nicht, es lag mir deshalb daran, sie zu sehen.

»Eine prächtige Georgine!«, rief ich und eilte, als ob ich die Worte meines Begleiters überhört hätte, auf eine der Georginen zu, welche dicht vor dem Gebüsch standen.

Der Herr von Seebeck war artig genug, zu mir zu treten.

»Ich liebe die Georginen eigentlich nicht«, bemerkte er, »mein Gärtner ist allerdings stolz auf die Zucht derselben, ich lasse ihm deshalb das Vergnügen.«

»Diese Blume ist untadelhaft«, fuhr ich fort, während mein Ohr auf den fortgesetzten Streit der beiden Männer lauschte und mein Auge das Gebüsch zu durchdringen suchte.

»Keine Blume ist durch die Kultur in solcher Weise veredelt; sehen Sie diesen regelmäßigen Bau der Blüte, wirklich prächtig.

Der Herr von Seebeck sah die Blüte an, allein sein Auge war unruhig und blickte nur flüchtig über die Blume hin.

Der Gärtner trat in diesem Augenblick hinter dem Busch hervor, er war einer der Streitenden.

»Mit wem zankst du?«, fragte ihn Herr von Seebeck unwillig.

»Der Diener hat vor ungefähr vierzehn Tagen einen großen Hammer von mir geliehen und mir denselben nicht zurückgegeben«, gab der Gärtner zur Antwort.

»Ihr seid immer unordentlich mit euren Sachen«, unterbrach ihn der Herr. »Sucht und der Hammer wird sich wohl finden.«

Er legte vertraulich die Hand in meinen Arm und zog mich mit sich.

»Kommen Sie«, sprach er, »die Jagd hat mich hungrig gemacht.«

Ich glaubte zu bemerken, dass seine Hand leise zitterte. Wir kehrten zum Haus zurück. Trotz des angeblichen Hungers aß Herr von Seebeck bei Tisch nur sehr wenig. Da er nicht verheiratet war, dinierten wir allein. Er führte die Unterhaltung mit großer Lebhaftigkeit – wie es mir schien, um eine innere Unruhe zu verbergen und zu überwinden. Ich gab mir den Anschein, als ob all mein Interesse auf das Essen gerichtet sei, und der Spaziergang am Morgen hatte mich in der Tat hungrig gemacht.

Nach dem Essen untersuchte ich das Zimmer, welches Lamprecht bewohnt hatte und die wenigen ihm gehörenden Sachen. Er schien wirklich sehr wenig Bedürfnisse gehabt zu haben. Vergebens forschte ich nach irgendeiner Aufzeichnung über seine Ersparnisse. Auf der inneren Seite des Deckels einer alten Bibel sah ich eine Reihe Zahlen mit

der davor gezeichneten Jahreszahl. Es war möglich, dass diese Zahlen Lamprechts Vermögen angaben. War meine Vermutung richtig, so betrug sein Ersparnisse dreitausend und einige Taler. Dies war das Einzige, was ich fand.

Den Rest des Tages brachte ich in Gesellschaft meines Wirtes zu, der alles aufbot, um mich zu unterhalten.

Früh am folgenden Morgen verließ ich das Gut und begab mich zum Förster; ich traf denselben in der Nähe seiner Wohnung, da er im Begriff war, sich in den Wald zu begeben.

»Ich sehe, man muss noch früher aufstehen, wenn man Sie daheim treffen will!«, rief ich ihm entgegen.

»Sie hatte ich wahrlich nicht so zeitig vermutet«, entgegnete Martin, mir die Hand reichend. Er wollte mit mir zu seinem Haus zurückkehren, ich lehnte dies jedoch ab. Es war mir sogar lieber, dass ich ihn allein im Wald traf. Zusammen schritten wir weiter.

»Nun, haben Sie durch die Tochter des Waldhüters irgendetwas von Bedeutung erfahren?«, fragte er.

»Sehr wenig«, entgegnete ich unbefangen. »Eigentlich nicht mehr, als dass Lamprecht sie wirklich aufrichtig geliebt hat. Den Nachmittag und Abend brachte ich mit Herrn von Seebeck sehr angenehm zu. Kommen Sie öfter mit ihm zusammen?«

»Sehr wenig, ohne dass irgendetwas zwischen uns liegt. Ich habe ein ausgedehntes Revier, das mich Tag für Tag beschäftigt und Herr von Seebeck liebt sehr die Vergnügungen, das ist es, was uns selten zusammenkommen lässt.«

»Er ist wohl sehr reich?«, fragte ich.

»Das Gut ist nicht sehr groß, aber gut«, entgegnete der Förster ausweichend.

»Haha! Selbst das größte Gut würde nichts beweisen«, fuhr ich heiter fort; »ich kenne einige Herren, die mehrere Güter besitzen und doch stets in Geldverlegenheit stecken, weil die Güter mit Schulden überladen sind.«

Der Förster warf einen prüfenden Seitenblick auf mich und schwieg.

»Bitte, Herr Förster, seien Sie aufrichtig gegen mich. Wie steht es mit dem Vermögenszustand des Herrn von Seebeck?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Martin. »Die Leute sagen: nicht gut, und wundern sollte es mich nicht, denn er hat sehr noble und teure Passionen, Gesellschafter, Jagden, gute Pferde, Spiel – das mag leicht mehr kosten, als das Gut einbringt. Doch wie gesagt, ich weiß nichts Bestimmtes und mir ist er nichts schuldig.«

Es war von dem Förster über diesen Punkt nur sehr wenig zu erfahren. Als ich ihn verließ, hatte ich trotzdem die Überzeugung, ja fast die Gewissheit erlangt, dass es mit dem Vermögen des Gutsherrn sehr schlecht stehe.

Der Förster wies mir einen näheren Weg, um zum Gut zurückzukehren. Derselbe führte nahe an dem Gehölz, in welchem der Steinbruch lag durch. Nur wenige Hundert Schritte davon entfernt, in einer Talsenke gelegen, befand sich ein kleiner Teich. Unwillkürlich stieg in mir der Gedanke auf, dass für den Mörder Lamprechts es leicht gewesen sein müsse, den Hammer, mit welchem er die blutige Tat ausgeführt hatte, in diesem Teich zu verbergen.

Diese Gedanken verfolgten mich, als ich mich zum Gut begab, und stieg in mir der Entschluss auf, den Grund des Teiches untersuchen zu lassen. Von einem mir begegnenden Bauern erfuhr ich, dass der Teich nicht zum Gut gehö-

re, sondern Eigentum der Dorfgemeinde sei. Auf meine Anfrage, ob die Gemeinde wohl gestatten werde, den Teich abzulassen, um den Grund desselben zu durch forschen, entgegnete der Bauer, es werde niemand etwas dagegen haben, wenn ich die geringen Kosten trage. Der Teich könne dann zugleich von dem Schlamm gereinigt werden, welcher ein guter Dünger für die nahen Wiesen sei.

Noch an demselben Tag einigte ich mich mit dem Schulzen darüber, der mir auch die nötigen Arbeiter besorgte. Es war nur ein Damm zu durchstechen und nach Abfluss des Teiches der Grund zu durchsuchen. Am folgenden Tag sollte diese Arbeit vorgenommen werden.

Der Herr von Seebeck empfing gegen Mittag Besuch von mehreren ihm befreundeten Gutsbesitzern. Er lud mich ein, an der Gesellschaft teilzunehmen. Ich lehnte es jedoch ab, da ich hörte, dass die Herren gekommen waren, um eine Partie zu spielen. Sie blieben bis spät am Abend und ich sah meinem Wirt an diesen Tag nicht mehr.

Am folgenden Morgen begegnete ich Herrn von Seebeck im Garten; sein Gesicht war blasser als gewöhnlich, er schien aufgeregt zu sein. Hatte er von meinem Vorhaben gehört?

Er begrüßte mich freundlich, allein in seinem Wesen lag etwas Erzwungenes. Seine Augen glitten mehrere Male stehend über mich hin.

»Sie wollen den Teich ablassen?«, fragte er, nachdem er einige gleichgültige Worte zu mir gesprochen hatte.

Ich bestätigte es.

»Versprechen Sie sich einen Erfolg davon?«, forschte er weiter.

»Es ist ein Versuch«, erwiderte ich mit der größten Ruhe.

»Der Teich ist von dem Steinbruch nicht weit entfernt, es wäre ja möglich, dass der Mörder den Hammer hineingeworfen hatte.«

»Also nur auf die Möglichkeit hin wollen Sie den Teich durchsuchen lassen?«

»Gewiss. Die Kosten, die es verursacht, sind unbedeutend und ein Kriminalkommissar darf eine Mühe nicht scheuen und durch die mögliche Erfolglosigkeit derselben sich nicht abschrecken lassen.«

Herr von Seebeck hatte die Lippen aufeinander gepresst und schwieg.

»Ich bin fest überzeugt, dass Sie sich eine erfolglose Mühe bereiten«, warf er leicht hin und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Die Arbeiter zum Ablassen des Teiches kamen erst gegen Mittag; ich ging mit, um ihnen die nötigen Unterweisungen zu geben. Der Durchstich des Damms war leicht und in kurzer Frist ausgeführt, langsamer ging der Abfluss des Wassers vor sich, der immerhin einige Stunden währen konnte. Ich war entschlossen, während der Zeit den Teich nicht zu verlassen und hatte den Herrn von Seebeck benachrichtigen lassen, dass er zum Mittagstisch nicht auf mich warten solle.

Unerwartet kam der Gutsbesitzer nach einiger Zeit mit dem Staatsanwalt und zwei anderen befreundeten Herren aus der Stadt, die zu Besuch bei ihm eingetroffen waren.

»Nun, haben Sie bereits eine Spur entdeckt?«, fragte mich der Staatsanwalt, indem er, um mich zu begrüßen, an mich herantrat.

»Noch nicht. Es ist ein sehr schwieriger Fall!«, entgegnete ich.

»Sie haben auch keinen Verdacht?«

»Auch das noch nicht.«

»Der Herr Kommissar wird sich hier eine große Mühe ohne Erfolg bereiten«, bemerkte Seebeck lächelnd.

»Ich bin darauf gefasst«, erwiderte ich.

»Ich hoffe, Herr Kommissar«, fuhr der Gutsherr freundlich fort, »der unerwartete Besuch des Herrn Staatsanwalts und meiner beiden Freunde, die Sie ja auch kennen, wird Sie veranlassen, wenigstens heute Ihr Vorhaben aufzugeben, damit wir Ihre Gesellschaft genießen.«

Ich zuckte ausweichend mit der Schulter.

»Die Leute sind einmal bei der Arbeit«, versetzte ich, »ich möchte das Resultat abwarten.«

»Die Leute kommen Morgen wieder«, fuhr Seebeck fort. »Und sollten sie verhindert sein, so stelle ich Ihnen meine eigenen zur Verfügung.«

Ich wiederholte meine Ablehnung.

»Lassen Sie den Kommissar gewähren«, rief der Staatsanwalt lachend. »Der ist durch nichts zu bewegen, wenn er sich einmal etwas vorgenommen hat. Ich kenne keinen eigensinnigeren Kopf!«

Herr von Seebeck schwieg. Er war genötigt, seine Gäste zurückzuführen; die Unruhe seines Auges verriet mir, dass er es sehr ungern tat.

Der Teich war abgelassen. Auf meine Anordnung mussten mehrere Arbeiter den Schlamm mit großen Rechen durchsuchen. Ich stand erwartungsvoll am Ufer. Die Ungeduld hätte mich fast getrieben, selbst in den Schlamm hineinzuspringen. Lange Zeit blieben die Nachforschungen ohne Erfolg, endlich förderte einer der Arbeiter ein schmutziges Paket ans Ufer. Hastig ergriff ich dasselbe, meine

Hand zitterte vor Aufregung. Die schmutzige Masse enthielt einen Hammer, eine silberne Uhr und eine Börse. Dies alles war mit einem Tuch umwickelt.

Ich hätte aufjauchzen mögen, denn so viel hatte ich nicht erwartet. Die Arbeiter fern haltend, reinigte ich das Tuch im Wasser vom Schlamm, es war ein seidenes Schnupftuch. In einer Ecke desselben standen die Buchstaben *F. v. S.* – die Anfangsbuchstaben des Namens meines Wirtes – eingestickt. Der letzte Zweifel war in mir vernichtet!

Ich trug den Arbeitern auf, in ihrer Arbeit fortzufahren und eilte zurück zum Gut. Der Herr von Seebeck saß mit seinem Besuch am Spieltisch. Auf mein Zimmer eilend, trug ich dem Diener auf, den Staatsanwalt zu bitten, auf wenige Minuten zu mir zukommen.

Der Gerufene kam; er hatte keine Ahnung, weshalb ich ihn zu mir entbieten ließ. Mit kurzen Worten teilte ich ihm alles mit. Erschreckt fuhr er zurück.

»Unmöglich!«, rief er und strich mit der Rechten über seine Stirn.

»Der Herr von Seebeck ist der Mörder Lamprechts«, erwiderte ich ruhig.

»Und was wollen Sie beginnen?«, fragte der Staatsanwalt. Die peinliche Lage, in der er sich befand, hatte ihn befangen gemacht.

»Mir bleibt nichts weiter übrig, als den Mörder sofort zu verhaften.«

In diesem Augenblick trat Herr von Seebeck in mein Zimmer. Sein Gesicht wurde noch bleicher, als er die auf dem Tisch liegenden Gegenstände erblickte – es waren der Hammer, die Uhr und die Börse.

»Wo bleiben Sie, Herr Staatsanwalt?«, fragte er, alle Kräf-

te zusammenraffend. Der Gefragte war nicht imstande zu antworten.

»Herr von Seebeck«, sprach ich jetzt, »ich bin genötigt, Sie zu verhaften.«

»Mich, mich!«, rief der Gutsherr und trat bestürzt zurück. »Weshalb?«, brachte er noch mit Mühe hervor.

»Weil Sie der Mörder des Verwalters Lamprecht sind!«, entgegnete ich fest.

Einen Augenblick lang stand der Beschuldigte regungslos da; er hielt sich an dem Pfosten der Tür, um nicht umzusinken – dann stürzte er fort aus dem Zimmer.

Ich eilte ihm nach, allein vor mir erreichte er sein Zimmer und verschloss die Tür hinter sich. Ich traf sofort die nötigen Vorkehrungen, um seine Flucht zu verhindern, allein ich hatte mich in seinem Charakter geirrt. Wenige Minuten später ertönte in dem Zimmer des Gutsbesitzers ein Schuss – ich wusste, was dies zu bedeuten hatte.

Die Tür wurde gewaltsam geöffnet. Der Herr von Seebeck war der irdischen Gerechtigkeit zuvor gekommen – er hatte sich erschossen.

Seine Schuld war damit hinlänglich erwiesen. Mit dem Hammer, welchen der Gärtner seinem Diener geliehen, hatte er seinen treuen Verwalter erschlagen, um in den Besitz der wenigen Tausend Taler zu bleiben, die er durch betrügerische Versprechungen von demselben erhalten hatte. Die Vermögensverhältnisse des Herrn von Seebeck waren vollständig zerrüttet, weit mehr als seine vertrautesten Freunde geahnt hatten. Durch hohes und unglückliches Spiel hatte er sich immer tiefer in Schulden gestürzt, bis er zum Verbrecher geworden war.

Meine Aufgabe war erledigt. Am folgenden Morgen kehr-

te ich mit dem Staatsanwalt zur Stadt zurück. Wir fuhren in dem Wagen des Herrn von Seebeck, allein während der ganzen Fahrt saßen wir schweigend nebeneinander.

Es war eine erschütternde Erfahrung für den Staatsanwalt, in seinem Freund einen Verbrecher entlarvt zu sehen.

Fall 2

Ein Dieb aus der vornehmen Welt

Ich saß in meinem Zimmer, als der mir bekannte und befreundete Goldschmied Frankenthal in dasselbe eintrat. Wir trafen uns häufig in einer Weinstube, auch in Gesellschaften, besucht hatte mich der Goldschmied noch nie. Einigermaßen überrascht sprang ich deshalb auf und trat ihm entgegen.

»Ah, Herr Frankenthal! Es muss eine besondere Veranlassung sein, welche mir die Ehre Ihres Besuches verschafft!«, rief ich in scherzendem Ton.

»Es ist auch eine besondere Veranlassung«, entgegnete er sehr ernst. »Ich komme zu Ihnen, um Ihren Rat und wenn es möglich ist, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.«

»Ich kann Ihnen beides versprechen, wenn es nicht über meine Kräfte hinaus geht«, antwortete ich. »Doch zuerst setzen Sie sich! Ihr Gesicht macht mich besorgt, man ist eine so ernste Miene an Ihnen sonst nicht gewöhnt. Der Goldschmied ließ sich auf einem Stuhl neben mir nieder.

»Es ist eine ärgerliche Geschichte!«, sprach er. »Ich habe seit einiger Zeit wiederholt Goldsachen, meist mit wertvollen Steinen, in meinem Laden vermisst, sie können mir nur

gestohlen sein. Ich fühle mich in meinem eigenen Laden nicht mehr sicher, ich habe keine Ahnung, wer mir die Sachen entwendet, es ist, als ob sie durch unsichtbare Hände verschwanden, gegen welche all meine Vorsicht und Aufmerksamkeit erfolglos ist!«

»Herr Frankenthal, an unsichtbare Hände glaube ich nicht«, versetzte ich. »Es werden ein paar sehr geschickte Menschenhände sein, die Sie bestohlen haben, und ich hoffe wir werden auch entdecken, wem diese Hände angehören. Bitte, erzählen Sie nur zunächst das Nähere! Wann und wie haben Sie das Fehlen der Wertgegenstände entdeckt?«

»Zum Teil abends nach Schluss des Geschäfts, zum Teil auch, wenn eine ruhige Pause im Geschäft eingetreten war. Sie wissen, dass mein Laden selten ohne Käufer ist. Erst gestern ist mir wieder ein sehr wertvolles goldenes Armband mit Brillanten entwendet worden!«

»Sind Ihre Leute zuverlässig?«, warf ich ein.

»Ja, für sie kann ich bürgen. Sie sind sämtlich bereits seit einer Reihe von Jahren in meinem Geschäft, ich habe ihre Treue oft auf die Probe gestellt und dieselbe stets bewährt gefunden.«

»Dann wird ein gewöhnlicher Ladendiebstahl vorliegen, wie diese jetzt Mode sind«, bemerkte ich.

»Auch mir hat dieser Verdacht sich aufgedrängt«, fuhr der Goldschmied fort, »und doch kann ich es nicht glauben. Fast alle Kunden, welche zu mir kommen, sind mir bekannte und meist reiche und angesehene Persönlichkeiten.«

Ich zuckte zweifelnd mit der Achsel.

»Unter ihnen kann kein Dieb sein«, rief der Goldschmied lebhaft; »ich kenne wie gesagt, die Meisten schon seit Jahren.«

»Ich habe noch keine Beschuldigung ausgesprochen«, bemerkte ich. »Bitte, lassen Sie uns zunächst den gestrigen Fall näher ins Auge fassen. Wo befand sich das Ihnen entwendete Armband?«

»Auf dem Ladentisch in einem Etui.«

»Haben Sie dasselbe einem Käufer gezeigt?«

»Ich entsinne mich nicht, glaube es kaum.«

»Wann vermissten Sie es?«

»Gestern gegen Mittag.«

»Wer war bis dahin in Ihrem Laden gewesen?«

»Nur mir bekannte und angesehene Persönlichkeiten«, wiederholte eigensinnig der Goldschmied.

»Bitte, wollen Sie mir die Namen derselben nennen?«

»Herr Kommissar«, es kann auf diese wirklich kein Verdacht fallen.«

»Ich muss auf meiner Forderung bestehen, wenn ich Ihnen raten oder helfen soll!«

Der Goldschmied nannte mir nun den Namen einer Gräfin G., zweier Bankiers, des russischen Gesandten, einer Ministerin und einer Frau von H.

Dies waren tatsächlich sämtlich Persönlichkeiten, denen eine solche Tat nicht zuzutrauen war.

»War sonst niemand in Ihrem Laden?«, fragte ich.

Der Goldschmied sann einen Augenblick nach und erwiderte dann mit Bestimmtheit: »Nein!«

»Stand eine der von Ihnen genannten Personen in der Nähe des Ortes, an welchem das Armband lag?«, forschte ich weiter.

»Sie standen alle dort«, gab Frankenthal zur Antwort. »Allein, Herr Kommissar, ich erlaube mir Sie darauf aufmerksam zu machen, dass sie alle meinen Laden nicht wie-

der betreten würden, wenn sie erführen, dass ich imstande wäre, nur den geringsten Verdacht auf sie zu werfen.«

Ich fand die Besorgnis des Mannes begreiflich, denn er hatte keine Ahnung davon, dass auch in den höheren Kreisen Vergehen und Verbrechen vorkommen, die freilich durch den Namen nur allzu oft zugedeckt werden.

»Sie vergessen, dass wir hier vertraulich sprechen«, bemerkte ich. »Seien Sie versichert, dass ich sehr vorsichtig sein werde. Welche Vorkehrungen haben Sie bis jetzt getroffen?«

»Ich habe meine eigene Wachsamkeit verdoppelt und außerdem einen Buchhalter beauftragt, durch ein kleines, fast ganz verstelltes, zum Hinterzimmer führendes Fenster den Laden fortwährend zu beobachten.«

»Dieser Buchhalter ist zuverlässig?«

»Vollkommen, er ist am längsten in meinem Geschäft.«

»Er kennt also auch Ihre Kunden?«

»Eben so gut wie ich.«

»Und teilt gewiss auch Ihre Ansichten über dieselben?«

»Ich hoffe es, Herr Kommissar. Weshalb fügen Sie diese Frage hinzu?«

Ich konnte ein Lächeln nicht verbergen.

»Nun, ich will Ihnen die Wahrheit gestehen«, entgegnete ich. »Ich fragte, um mich zu überzeugen, dass Ihr Buchhalter einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist, weil er sich von vornherein durch Vorurteile blenden lässt. Er wird sicherlich diejenigen am Schärfsten im Auge behalten, welche am einfachsten gekleidet sind, weil er nicht weiß, dass die Ehrlichkeit meistens ein einfaches Kleid trägt. Ich begreife die Unannehmlichkeit Ihrer Lage, und da ich über das Verschwinden der Gegenstände nicht mehr im Zweifel

bin, werde ich Ihnen einen erfahrenen Polizeibeamten senden, der ihren Buchhalter auf dem Wachtposten ablöst. Ich werde demselben den Befehl erteilen, jeden, der in Ihren Laden tritt, genau zu überwachen und wenn es der Minister selbst ist, ich hoffe, auf diese Weise werden wir die geschickte Hand, welche Sie so sehr beunruhigt hat bald entdecken.«

Der Goldschmied nahm mein Anerbieten dankend an, obwohl er sich von demselben wenig Hilfe zu versprechen schien, denn von der Klugheit seines Buchhalters hatte er die beste Meinung und meine Anschauungen suchte er sich sogar fernzuhalten, um auch im Geist keinem seiner Kunden unrecht zu tun.

Noch an demselben Tag versah ich einen erfahrenen Polizeibeamten, namens Bode, mit den nötigen Instruktionen.

»Haben Sie auf alle ein wachsames Auge«, schärfte ich ihm ein. »Es liegt ohne Zweifel ein Ladendiebstahl vor und Sie kennen ja die Schlauheiten und Griffe, deren sich die Ladendiebe bedienen. Sobald sich Ihnen irgendein bestimmter Verdacht aufgedrängt hat, setzen Sie mich sofort in Kenntnis.«

Bode trat sofort seinen Dienst an und ich verließ mich auf sein scharfes Auge. Es setzte mich nicht in Erstaunen, dass die nächsten Tage ohne Meldung von seiner Seite hinschwanden. Ich war seit Jahren an Geduld gewöhnt und wusste, dass man in meiner Stellung nur durch festes Ausharren zum Ziel gelangt. Es war außerdem vorauszusehen, dass der Dieb seine Tat nicht so schnell wiederholen werde. Gehörte derselbe, wie ich vermutete, den höheren Kreisen an, so musste er doppelt vorsichtig sein, um die Entdeckung zu verhüten.

Um so mehr war ich überrascht, als Frankenthal nach einigen Tagen wieder zu mir kam und mir mitteilte, dass er aufs Neue, diesmal in Gegenwart meines Beamten, bestohlen worden sei, und zwar um eine sehr kostbare Brosche. Der Mann war in größter Aufregung. Ich lies mir von ihm die Namen derjenigen, welche in dem Laden gewesen waren, mitteilen, forschte genau, was dieselben gekauft und wo sie gestanden.

Die Aussagen des Goldschmieds waren im Ganzen sehr ungenau. Er war aufgeregt und noch immer nicht überzeugt, dass sich unter seinen Kunden der Dieb befinde. Ich selbst erhielt keinen Anhaltspunkt dadurch.

Es waren auch an diesem Tag die Frau von H., die Gräfin G. und der russische Gesandte in dem Laden gewesen. Sollte eine dieser drei Personen das Vergehen ausgeführt haben? Ich kannte persönlich nur den russischen Gesandten; diesem war eine solche Tat durchaus nicht zuzutrauen. Die Gräfin und die Frau von H. kannte ich nicht, wusste, dass beide sehr reich waren und ein großes Haus machten.

Ich begab mich mit dem Goldschmied zu dessen Laden, um Bode zu vernehmen. Derselbe stand getreu auf seinem Posten, war in einer kleinlauten Stimmung, weil trotz seiner Anwesenheit ein neuer Diebstahl ausgeführt worden war.

»Herr Kommissar«, bemerkte er, »nicht ein Mensch ist im Laden gewesen, den ich nicht auf das Genaueste beobachtet hätte. Ich begreife es selbst nicht, wie die Entwendung möglich war.«

Ich trat an das kleine Fenster, hinter welchem der Beamte stand. Man konnte, ohne bemerkt zu werden, bequem fast den ganzen Laden und namentlich die Ladentafel überbli-

cken.

»Bode, ich zweifle nicht daran, dass Sie Ihre Schuldigkeit getan haben«, entgegnete ich. »Ist Ihnen bei irgendeiner Persönlichkeit etwas Verdächtiges aufgefallen, in ihrer Bewegung oder in ihren Mienen?«

»Nichts«, entgegnete er.

»Kennen Sie den russischen Gesandten, die Gräfin G. und die Frau von H.?«, forschte ich weiter.

»Ich kenne alle drei.«

»Sie waren heute im Laden?«

»Ganz recht.«

»Können Sie sich genau an das Benehmen derselben erinnern?«

»Ganz genau.«

»Und es ist Ihnen nichts aufgefallen?«

»Nichts.«

»Ist einer derselben auffallend dicht an den Ladentisch herangetreten?«

»Nicht näher als andere Käufer.«

»Oder hat er sich tief auf die Goldwaren niedergebeugt, als sei er kurzsichtig?«

»Auch dies habe ich nicht wahrgenommen.«

Die Angelegenheit gewann für mich um so größeres Interesse, je mehr sie sich in Dunkelheit hüllte, und um so schwieriger ihre Lösung wurde. Ich beschloss, den Beamten am folgenden Morgen abzulösen und selbst die Aufgabe des Überwachens zu übernehmen.

Zeitig am folgenden Morgen stellte ich mich bei Frankenthal ein, um, ehe noch die Käufer kamen, hinreichend Zeit zu haben, jeden Gegenstand des Ladens mir genau einzuprägen und mir ein festes Bild all der Gegenstände zu ma-

chen, sodass es mir auffallen musste, wenn etwas darin verrückt oder fortgenommen wurde.

Ich öffnete das kleine Fenster, da es mir nicht genügte, die Kommenden nur zu sehen, ich wollte auch ihre Unterhaltung mit Frankenthal belauschen, denn manche Bewegung bleibt unverständlich, wenn man die Ursache derselben nicht kennt und diese konnte ich nur durch die Unterhaltung erfahren.

Ich hatte mich mit hinreichender Geduld gewappnet, da ich darauf gefasst war, manche Stunde an dem kleinen Fenster zu sitzen.

Es kamen einige Diener, welche Bestellungen ausrichteten und mehrere Herren, welche Einkäufe machten.

Ich ließ keine Bewegung, keinen Finger derselben aus den Augen. Es waren übrigens durchaus harmlose und ehrliche Gesichter, welche mit den eingekauften Goldsachen ihren Frauen vielleicht eine Überraschung bereiten wollten.

Die Zahl der Käufer mehrte sich, je mehr die Mittagstunde heranrückte, Kutschen fuhren vor, die vornehmeren Käufer fanden sich ein. Frankenthal reichte allein in dem Laden nicht mehr aus, sein Buchhalter musste ihn unterstützen.

Erst jetzt wurde mir die Schwierigkeit meiner Aufgabe vollständig klar. Ich musste stets mehrere Personen zugleich sorgfältig im Auge behalten und hastig eilte mein Blick von einem zum anderen. Das Verlangen, mir nicht die geringste Bewegung entgehen zu lassen, versetzte mich in Aufregung und ich begriff jetzt Bodes peinigende Lage, der in derselben Stimmung sich schon seit Tagen befand. Sie musste auf ihn zuletzt abspannend und verwirrend wirken.

Die meisten der in den Laden kommenden Persönlichkei-

ten kannte ich, ich hielt es bei manchen für überflüssig, sie genau zu beobachten und doch konnte ich es nicht unterlassen.

Aufs Neue fuhr eine elegante Equipage vor, welche, ich durch die große Spiegelscheibe der Türe genau sehen konnte. Neben dem Kutscher saß ein Diener auf dem Bock. Eine hochgewachsene Dame in reicher Toilette stieg aus und trat rasch in den Laden, dessen Türe der Diener öffnete. Sie mochte vielleicht dreißig Jahre zählen und konnte allen Anspruch erheben, für eine Schönheit zu gelten.

Aus ihren dunklen Augen, welche mit einem einzigen raschen Blick den ganzen Laden durcheilten, leuchtete ein leidenschaftliches Feuer, ihr Temperament schien das einer leicht erregbaren Südländerin zu sein.

Mit Selbstbewusstsein und Stolz war sie eingetreten. Die Schleppe ihres schweren Seidenkleides rauschte auf dem Boden. Ohne Zögern trat sie auf Frankenthal zu, obschon derselbe mit einer anderen Dame beschäftigt war, sie schien das Vorrecht, unter allen Umständen zuerst bedient zu werden, in Anspruch zu nehmen.

»Herr Frankenthal«, redete sie den Goldschmied mit lauter und etwas hart klingender Stimme an, »das Schloss des Halsbandes, welches ich gestern bei Ihnen gekauft habe, taugt nichts!«

Ihre Worte klangen fast verweisend, jedenfalls nahm sie nicht die geringste Rücksicht auf zwei noch im Laden anwesende Käufer.

»Gnädige Frau, ich würde es sehr bedauern, wenn ein Versehen vorliegen sollte«, entgegnete der Goldschmied, die schroffen Worte überhörend, mit der zuvorkommendsten Artigkeit. »Dürfte ich mir das Schloss zur Ansicht aus-

bitten?«

Die Dame hatte das Halsband umgelegt, sie versuchte das Schloss zu öffnen, es gelang ihr nicht sofort, ungeduldig warf sie das feine Batistaschentuch auf den Ladentisch.

»Darf ich mir erlauben, das Schloss zu öffnen?«, bemerkte Frankenthal, sich hilfsbereit über den Tisch beugend.

»Ich danke«, erwiderte die Dame kurz.

Sie versuchte allein ihr Vorhaben auszuführen; als es ihr auch jetzt noch nicht gelang, streifte sie ungeduldig hastig den Handschuh von der Rechten, warf denselben auf das Schnupftuch und nun gelang es ihr. Sie reichte dem Goldschmied das Halsband.

Frankenthal prüfte das Schloss.

»Nur die Feder hat sich etwas verbogen, ich werde es sofort ändern lassen«, sprach er. »In zwei Minuten soll dem Schaden abgeholfen sein.«

Er winkte dem Buchhalter, um ihm das Halsband zu übergeben.

Die stolze Dame hatte nicht einen Augenblick lang das Auge von dem Goldschmied gewandt.

»Ich werde das Collier morgen früh durch meinen Diener abholen lassen«, entgegnete sie und ergriff den auf dem Tisch liegenden Handschuh und das Schnupftuch. Ein wenig mit dem Kopf nickend schritt sie der Tür zu.

In artigster Weise öffnete Frankenthal ihr dieselbe und verbeugte sich tief; die Dame stieg in den Wagen und derselbe rollte davon.

Ich hatte sie nicht einen flüchtigen Augenblick lang aus dem Auge gelassen. Als sie die Handschuhe und das Tuch erfasste, schien es mir, als ob ihre Hand voller und fester zugriff. Sollte sie einen unter dem Tuch liegenden Gegen-

stand mit sich genommen haben? Ich vermutete es, ob-
schon ich es nicht mit voller Bestimmtheit behaupten konn-
te; namentlich wusste ich nicht, ob eine der auf dem Tisch
liegenden Goldsachen fehlte.

Ich ließ den Goldschmied zu mir rufen und er kam sofort,
da sich nur noch ein Fremder im Laden befand, der durch
den Buchhalter bedient wurde.

»Wer war die Dame?«, fragte ich.

»Die Frau von H., eine meiner besten Kundin.«

»Fehlt Ihnen nicht irgendein Gegenstand?«, fragte ich
weiter.

Der Goldschmied blickte mich bestürzt an. Der Gedanke,
dass ich auf die stolze Dame einen Verdacht werfen könne,
schien ihn fast zu erschrecken.

»Bitte, sehen Sie genau nach«, fuhr ich fort, »besonders an
jener Stelle, auf welche die Dame ihr Schnupftuch und den
Handschuh legte, als sie das Schloss öffnete.«

Frankenthal eilte in den Laden zurück und ich sah ihn er-
bleichen; er richtete an den Buchhalter eine Frage, die die-
ser verneinte. Dann trat er wieder zu mir.

»Ja, mir fehlt ein sehr wertvoller Ring«, sprach er, er
konnte die Worte kaum hervorbringen.

»Befand sich derselbe in einem Etui?«

»Ja, wohl.«

»Bitte, beschreiben Sie mir denselben näher.«

»Es war ein starker Goldreif mit einem großen Diaman-
ten, den eine Rosette kleinerer Diamanten umgab.«

»Sie würden ihn jedenfalls wieder erkennen?«

»Unter Tausenden.«

»Nun, diesen Ring hat Ihnen die Frau von H. entwen-
det!«, sprach ich mit aller Ruhe der völligen Sicherheit.

»Herr Kommissar, unmöglich!«, rief Frankenthal. »Es ist rein unmöglich!«

»Ich bin meiner Sache gewiss! Die Dame besitzt übrigens eine außerordentliche Gewandtheit, eine sehr gefährliche Fertigkeit. Sie hat Ihnen ohne allen Zweifel auch die übrigen Gegenstände entwendet.«

Der Goldschmied stand sprachlos da; erst als ich nach meinem Hut griff, um mich zu entfernen, fragte er: »Wohin wollen Sie?«

»Ihnen den Ring und hoffentlich auch die anderen Gegenstände wieder verschaffen«, gab ich zur Antwort.

»Sie wollen doch nicht zur Frau von H.?«

»Gewiss. Ich werde sie sogar direkt beschuldigen, und wenn sie leugnet, eine sehr sorgfältige Haussuchung bei ihr vornehmen.«

»Herr Kommissar, das kann ich nicht zugeben!«, rief der Goldschmied ganz verwirrt.

Ich zuckte mit der Schulter.

»Es ist meine Pflicht, das Gesetz verlangt Gerechtigkeit.« Mit diesen Worten verließ ich ihn und begab mich ohne Zögern zu der Wohnung des Herrn von H. Dicht vor mir fuhr die Kutsche mit der stolzen Dame in das Haustor ein. Ich beauftragte den Diener, mich sofort zum Herrn des Hauses zu führen.

Herr von H. empfing mich im Vorzimmer mit stolzer Ruhe und Zurückhaltung, wie man einen Fremden empfängt.

Ich nannte ihm meinen Namen. Kein Zug seines Gesichts veränderte sich.

»Und was wünschen Sie?«, fragte er.

Mit kurzen Worten teilte ich ihm den Grund meines Besu-

ches mit. Er wechselte die Farbe und trat erschreckt einen Schritt zurück, krampfhaft erfasste seine Rechte die Lehne eines Stuhls, als ob er sich halten müsse; im nächsten Augenblick hatte er seine Fassung wieder gewonnen.

»Herr Kommissar, ich brauche Ihnen wohl kaum zu bemerken, dass hier ein Irrtum vorliegt«, sprach er, sich empor richtend. »Die meiner Gattin und mir dadurch widerfahrene Beleidigung werde ich an anderem Ort zur Sprache bringen«

»Der Weg steht Ihnen stets offen«, gab ich ruhig zur Antwort. »Ich bin Zeuge der Tat gewesen und bestehe auf einer Haussuchung in dem Zimmer Ihrer Frau Gemahlin!«

»Sie werden unverschämt!«, rief Herr von H. und trat mir drohend entgegen.

Ich begriff seine Entrüstung und blieb ruhig. Noch einmal wiederholte ich mein Verlangen.

Einen Augenblick lang schien Herr von H. zu schwanken, ob er mich zum Zimmer hinaus weisen solle. Er besann sich eines anderen.

»Gut, ich werde es Ihnen gestatten!«, sprach er mit vor Erregung bebender Stimme. »Allein ich werde für diese Schmach Genugtuung verlangen.«

»Ich werde sie Ihnen geben«, lautete meine Antwort.

»Ich darf Sie doch hoffentlich zum Zimmer meiner Gemahlin begleiten?«, fuhr er fast höhnend fort.

»Ich bitte Sie sogar darum.«

»So kommen Sie«, sprach er und schritt mir rasch voran über einen Korridor und dann ohne anzupochen in ein Gemach. Die stolze Dame befand sich in demselben, sie hatte noch den Hut auf dem Kopf und stand vor einem zierlich geschnitzten Schreibtisch. Langsam wandte sie sich bei un-

serem Eintreten um.

»Gabriele, dieser Herr hier hat die Dreistigkeit zu behaupten ...« Die Stimme versagte ihm den Dienst.

Die Dame ließ einen stolzen prüfenden Blick über mich hingleiten.

»Was wünschen Sie?«, fragte sie, die Lippen spöttisch verziehend.

»Den Ring, welchen Sie vor kaum einer Viertelstunde in dem Laden des Goldschmieds Frankenthal entwendet haben«, gab ich kalt zurück.

Die Dame erblasste. Sie bot alle Kraft auf, sich zu fassen.

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderte sie stotternd.

»Sie leugnen also?«, warf ich ein.

»Herr, welche Sprache mir gegenüber!«, rief sie, sich empor richtend. »Hugo«, wandte sie sich an ihren Mann, »ich darf hoffen, dass Du mich gegen solch empörendes Benehmen schützen wirst ... Wer ist der Herr?«

Herr von H. stand regungslos da, die Lippen fest aufeinander gepresst. Das Erbleichen seiner Frau war auch ihm nicht entgangen.

»Ich bin der Kommissar der Kriminalpolizei«, entgegnete ich. »Da Sie Ihre Tat, deren Zeuge ich gewesen bin, leugnen, so werde ich mir selbst den Ring nehmen.«

Ich trat rasch an den Schreibtisch, dessen Fach die Dame bei unserem Eintreten in das Zimmer zugeschoben hatte, und öffnete es.

»Zurück, Unverschämter!«, rief die Dame und erfasste meinen Arm.

Sie kam zu spät. Schon hatte ich das Etui mit dem Ring und ein zweites mit dem Armband erfasst.

»Ah! Da ist ja auch das gestohlene Armband!«, rief ich.

Frau von H. fuhr zurück, dann sank sie auf einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

»Gabriele! Gabriele!«, rief Herr von H. verzweiflungsvoll er hatte sich selbst von der Schuld seiner Frau überzeugt. Er presste die Hand auf die Stirn, als drohe sie zu zerspringen.

Ich durchsuchte den Schreibtisch und fand auch noch die am Tag zuvor gestohlene Brosche.

»Ich bin genötigt, Sie zu verhaften, Sie sind meine Gefangene!«, sprach ich zu der Dame. Sie rührte sich nicht, nur das rasche Atmen ihrer Brust verriet mir, welcher Kampf in ihr vorging. Die stolze Dame als Ladendiebin verhaftet, vor die Schranken des Gerichts gestellt, ins Gefängnis geführt, ihr Name entehrt! ... An all dies mochte sie denken.

Herr von H. raffte sich zusammen.

»Meine Frau verhaftet!«, rief er und blickte sich wild um, als suche er nach einem Instrument, um den Zeugen ihrer Tat für immer unschädlich zu machen.

Ich war auf meiner Hut, weil ich einen solchen Ausbruch der Verzweiflung kannte.

Es kam nicht dazu, denn der Aufgeregte schien sich eines andern zu besinnen. Er wollte sprechen, allein noch fehlte ihm die Kraft; sein ganzer Körper zitterte.

»Herr Kommissar«, sprach er endlich, »es kann nicht sein, es muss ein Irrtum vorliegen, ich bitte Sie, von der Verhaftung meiner Frau abzustehen.«

Ausweichend zuckte ich mit der Schulter. »Ich muss meiner Pflicht genügen«, gab ich zur Antwort.

Der Unglückliche rang verzweiflungsvoll die Hände.

»Dann warten Sie nur eine Stunde«, fuhr er fort.

»Bleiben Sie hier, gönnen Sie mir nur so viel Zeit, dass ich

zuvor mit Ihrem Chef, mit dem Polizeidirektor, spreche.«

Der Mann dauerte mich. Ich gewährte seine Bitte, da ich dies mit meiner Pflicht vereinen konnte.

Ohne an seine noch immer regungslos da sitzende Frau ein Wort zu richten, stürzte er fort aus dem Zimmer.

Ich blieb zurück, um die Dame zu beobachten. Sie schien erstarrt zu sein, noch immer hielt sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Nach kaum einer halben Stunde kehrte Herr von H. mit dem Polizeidirektor zurück.

Mein Chef winkte mich zur Seite. Auch er war erregt.

»Sie haben gesehen, dass die Unglückliche den Ring in Frankenthals Laden genommen?«, fragte er mit halb flüsternder Stimme.

»Ja, wohl. Ich habe ihn hier auch gefunden, sowie mehrere andere entwendete Sachen«, erwiderte ich, und erzählte ihm den ganzen Hergang.

»Wer weiß außer Ihnen noch darum?«, fragte er weiter.

»Nur Frankenthal.«

Mein Chef schwieg einen Augenblick, denn er befand sich in einer höchst peinlichen Lage. Er kannte Herrn von H. als Ehrenmann, er war mit ihm befreundet, er wusste, wie unendlich derselbe leiden musste, wenn solche Schmach auf seinen Namen gehäuft wurde, allein er sann vergebens nach einem Rettungsweg. Ich las in seinen Zügen, was in ihm vorging.

Dann trat er auf Herrn von H. zu, der schweigend den Blick auf den Boden geheftet dastand.

»Herr von H.«, sprach er und seine Stimme klang bewegt, »mein Beruf legt mir Pflichten auf, welche keine Ausnahme gestatten. Seien Sie überzeugt, dass ich Ihnen mit Vergnü-

gen das größte persönliche Opfer bringen würde, meine Pflicht erlaubt es nicht!«

Der unglückliche Mann blickte meinen Chef erschreckt an; er schien seinen Ohren nicht zu trauen.

»Herr Polizeidirektor, Sie wollen mich ins Unglück stürzen!«, rief er.

»Ich würde viel darum geben, wenn ich es verhindern könnte«, entgegnete mein Chef. «

»Sie glauben meinem Wort nicht, meine Frau ist krank«, fuhr Herr von H. erregt fort. »Was sie getan hat, ist ja der sicherste Beweis für ihre Krankheit.«

»Ich glaube Ihnen«, erwiderte der Polizeidirektor.

»Vergessen Sie nicht, dass ich nicht Richter bin und noch weniger Arzt. Beiden steht das Ermessen hierüber zu, nicht mir.«

»Was wollen Sie denn tun?«, rief Herr von H.

»Ich muss dem Staatsanwalt von dem Geschehenen Anzeige machen, ich darf nicht anders handeln!«

Herr von H. rang verzweifelnd die Hände und schritt aufgeregter im Zimmer auf und ab.

»O Gott, o Gott!«, rief er. Dann schien er sich zu fassen. »Herr Polizeidirektor, tun Sie, was Ihre Pflicht verlangt«, fügte er hinzu. »Nur das eine erbitte ich von Ihnen, warten Sie bis Morgen! Ich bürgere Ihnen mit meinem Ehrenwort dafür, dass meine ... meine Frau sich der Untersuchung nicht entziehen wird.«

Er wandte sich ab.

Mein Chef versprach es.

Frau von H. zuckte zusammen, sie schien sich emporrichten zu wollen, kraftlos sank sie wieder zurück.

Wir verließen die beiden Unglücklichen.

Herr von H. verließ noch an demselben Tag die Stadt, seine Frau blieb zurück und die Anklage wurde gegen sie erhoben. Sie räumte die Tat ein, behauptete jedoch, dieselbe im Zustand einer Krankheit und Unzurechnungsfähigkeit begangen zu haben. Ein sehr tüchtiger Verteidiger, welcher ihr zur Seite stand, brachte sogar verschiedene Beweise für das Vorhandensein dieser Krankheit vor. Es kam alles auf das Gutachten des Gerichtsarztes an; dasselbe war mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abgefasst, da dieser Fall großes Aufsehen erregte und in höheren Kreisen alles aufgeboten wurde, ein freisprechendes Urteil zu erzielen.

Das Gutachten fiel für die Angeklagte sehr ungünstig aus, da es auf vollständige Zurechnungsfähigkeit lautete.

Frau von H. wurde wegen Diebstahl zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.

Die stolze Dame büßte die Strafe ab und verließ dann sofort die Stadt. Niemand erfuhr, wohin sie sich begeben hatte und ihre Tat geriet bald in Vergessenheit.

Nach Jahren benutzte ich einen längeren mir zur Erholung gewährten Urlaub zu einer Reise durch die Schweiz. In Genf beschloss ich einige Zeit zu bleiben. Allein schritt ich eines Tages am Ufer des Sees hin, als mir ein Herr begegnete, der langsam und gebeugt an einem Stock schritt. Er stutzte, als er mich erblickte, seine bleichen Wangen schienen noch bleicher zu werden und unwillkürlich stand er still. Auch mir erschienen seine Züge bekannt, ohne dass ich mich entsinnen konnte, wo ich dieselben gesehen hatte.

Da trat der Fremde auf mich zu.

»Kennen Sie mich noch?«, fragte er.

Ich strengte vergebens mein Gedächtnis an.

»Mein Name ist von H.«, fuhr der Fremde fort und strich mit der Hand über die Stirn hin, als könne er dadurch trübe Erinnerungen verscheuchen. »Ich hoffte nicht, einem Zeugen des Unglücks, welches mich so elend gemacht hat, hier wieder zu begegnen. Meine Frau ist tot, ich habe sie nicht wieder gesehen. An Sie richte ich die Bitte, schweigen Sie hier über das Geschehene, denn hier weiß niemand darum, Sie sehen, wie schwer ich an dem Unglück zu tragen habe.«

Selbstverständlich erfüllte ich seine Bitte und er schien mir dankbar dafür zu sein, denn so oft er mir begegnete, blieb er bei mir stehen und sprach einige freundliche Worte zu mir. Das Geschehenen erwähnte er nicht wieder, aber ebenso wenig schien er es vergessen zu können!

Fall 3

Ein verwegener Geselle

Man hört sehr häufig den Ausspruch: »Verbrecher sind feige!« Einer spricht dem anderen diese Worte nach, ohne zu fragen, ob dieselben auch wahr sind. Es liegt auf der Hand, dass derjenige, welcher kein gutes Gewissen und die Polizei zu fürchten hat, derselben ausweicht; dies ist noch kein Beweis der Feigheit, sondern teils die Folge seines Schuldbewusstseins, teils die Folge der gebotenen Vorsicht.

Ich habe viele Hundert Verbrecher kennengelernt und muss gestehen, dass ich den meisten derselben Feigheit am wenigsten nachsagen kann. Es sind mir unter ihnen Personen begegnet, welche keine Furcht kannten, die vor nichts zurückschreckten und selbst die Polizei nicht mehr als je-

den anderen Menschen fürchteten, wilde, verwegene Gesellen, welche einen kaltblütigen, auf ruhiger Überlegung beruhenden Mut besaßen.

Der Schlimmste von allen, mit denen mein Beruf als Kriminalkommissar mich zusammengeführt hat, war *der gelbe Hans*, ein Mensch von ungefähr 26 Jahren, mittelgroß, fast zierlich gebaut, dabei von einer zähen und außerordentlichen Körperkraft. Er war ein gelernter Mechaniker und ein sehr geschickter Arbeiter, der jedoch die Arbeit hasste. Den Namen: *der gelbe Hans* führte er bei seinen Gefährten, und da er der Polizei sehr gut bekannt war und wir mit ihm oft in Berührung kamen, pflegten auch wir ihn gewöhnlich so zu nennen. Veranlassung zu diesem Namen hatte seine gelbe Gesichtsfarbe gegeben, und wer ihn nicht näher kannte, konnte ihn leicht für einen zivilisierten Zigeuner halten.

Er selbst behauptete, es stecke italienisches Blut in ihm, woher er das hatte, konnte er selbst nicht angeben. Seine Mutter war eine einfache Waschfrau gewesen und sein früh verstorbener Vater ein Schlossergeselle. Sein Name war Becker.

Der gelbe Hans liebte es, sich mit einem etwas romantischen Hauch zu umgeben. Er hatte mehrere Räuberromane gelesen und schwärmte für die Helden derselben. Nachahmen konnte er ihnen leider nicht, denn was in den Räuberromanen gewöhnlich sehr hübsch geschildert wird, das lässt sich bei unseren geordneten Polizeiverhältnissen nicht mehr durchführen.

Der gelbe Hans war einer der verwegensten und geschicktesten Einbrecher. Er besaß ganz vorzügliche und sehr geschickt konstruierte Instrumente, die er sich meist selbst anfertigte, und eine Schwierigkeit beim Öffnen eines

Schlusses oder einer Tür gab es für ihn eigentlich nicht.

Dies alles wussten wir sehr wohl, allein er war ein außerordentlich schlauer Geselle und besaß eine große Anzahl Helfer, welche ihn bei den Vorbereitungen zu einem Einbruch unterstützen mussten, und deren er sich bediente, um die gestohlenen Sachen zu verwerten. Die Einbrüche führte er stets selbst aus und fast immer in derselben Weise.

Bei einem der ersten Juweliere war ein bedeutender Diebstahl verübt worden. Der Laden war erbrochen, Goldsachen und Edelsteine im Werte von über 7000 Talern waren gestohlen. Es war nicht der hohe Wert der gestohlenen Sachen allein, welcher allgemeines Aufsehen hervorrief und die Polizei zu einer außerordentlichen Tätigkeit anspornte, sondern die fast unerhörte Kühnheit, mit welcher der Diebstahl ausgeführt war.

Der Laden hatte nur zwei Ausgangstüren, von denen die eine auf die Straße und die andere auf den Hausflur führten. Beide Türen waren an beiden Seiten mit starken Eisenblechen beschlagen und mit doppelten Sicherheitsschlössern verschlossen. Hinter dem Laden befand sich noch ein kleines Kabinett ohne Ausgang. Die Fenster desselben gingen auf den Hof, waren durch starke Eisengitter und außerdem noch durch mit Eisenblech beschlagene Läden versichert.

Es schien fast unmöglich, in diesen Laden nachts einzudringen. Hier kam noch hinzu, dass Tag und Nacht vor dem Haus ein Posten stand, da in dem ersten Stockwerk ein General wohnte, dass das zweite Stockwerk von einem Polizeirat bewohnt war, und dass auf dem Hausflur der Portier sein Zimmer hatte, in welchem er nachts schlief.

Die auf den Hausflur führende Tür nun war erbrochen worden, und zwar in einer so kühnen und gleichzeitig so geschickten Weise, dass ich sofort die Hand des gelben Hans erkannte. Nur er besaß die Geschicklichkeit und auch die Dreistigkeit dazu. Denn es war ein äußerst gewagtes Unternehmen gewesen, da selbst während der Nacht in dem Haus ein ziemlich häufiger Verkehr stattfand.

Die beiden Schlösser der Tür zeigten sich gewaltsam heraus gebrochen. Am Morgen hatte der Besitzer die Tür fest angelehnt gefunden. Eine Anzahl Personen war an derselben bereits vorübergegangen, ohne bemerkt zu haben, dass die Tür erbrochen war.

Das Aufbrechen konnte nicht ohne Geräusch vorgenommen sein, es war kaum denkbar, dass der Portier nichts davon gehört habe und es entstand sofort der Verdacht in mir, dass der Einbruch mit seinem Einverständnis geschehen sei. Ich ließ den Verdacht wieder fallen, als ich erfuhr, dass der Portier, ein bereits bejahrter Mann, schon über dreißig Jahre diese Stellung innehatte, und als der Besitzer des Hauses mir denselben als einen durchaus rechtschaffenen und gewissenhaften Mann schilderte und die Bürgschaft für die Unschuld desselben zu übernehmen sich erbot.

Niemand in dem Haus hatte während der Nacht irgendein Geräusch vernommen, die Posten, welche vor dem Haus gestanden, wurden vernommen, auch sie hatten nichts gehört. Es ließ sich nicht einmal erweisen, um welche Zeit der Einbruch stattgefunden hatte und auf welche Weise der oder die Diebe in das Haus gelangt waren, denn es war anzunehmen, dass nicht einer allein das Verbrechen ausgeführt hatte. Der Hof war ringsum von hohen Gebäu-

den eingeschlossen. Es blieb nur eine Möglichkeit. Die Diebe mussten sich am Abend in das Haus eingeschlichen, in einem Versteck die Nacht abgewartet und am Morgen, nachdem das Haus durch den Portier geöffnet war, dasselbe mit ihrem Raub wieder verlassen haben.

Ich stellte in dem Haus eingehende Untersuchungen an, ohne irgendeine weitere Spur zu finden. Einige meiner Kollegen konnten den Verdacht nicht überwinden, dass der Einbruch von Bewohnern des Hauses selbst geschehen sei. Ich glaubte nicht daran, da zu diesem Verbrechen eine so geschickte Hand und so vortreffliche Instrumente gehörten, wie sie nur der gelbe Hans besaß. Auf ihn richtete ich deshalb ausschließlich mein Augenmerk, indem ich alles andere meinen Kollegen überließ.

Es wäre Torheit gewesen, ihn zu verhaften oder eine Haussuchung bei ihm vorzunehmen, denn ich wusste sehr wohl, dass er für den Beweis das Alibi für jene Nacht im Voraus gesorgt haben werde und dass er in seiner Wohnung von den gestohlenen Sachen auch nicht die geringfügigste Kleinigkeit aufbewahrte; dazu war er zu klug. Es setzte mich auch nicht in Erstaunen, dass ich ihm in den nächsten Tagen nach dem Einbruch mehrere Male auf der Straße begegnete und dass er mich in der unbefangenen Weise grüßte. Ich wusste ja, dass er mit dem Verkauf der gestohlenen Sachen sich nie beschäftigte.

Ich hatte stets eine Anzahl Männer an der Hand, welche, der Verbrecherwelt angehörend, oft für einen geringen Lohn ihre eigenen Gefährten verrieten. Bei dem gelben Hans nützte mir dies auch nichts, denn er war in der Wahl seiner Genossen sehr vorsichtig und bezahlte ihr Schweigen weit besser, als ich sie hätte belohnen können. Außer-

dem fürchteten sie ihn, denn wenn er auch einen scheinbar sehr gemüthlichen Charakter besaß, so war er doch in leidenschaftlicher Erregung zu jeder Tat fähig.

Ich ließ ihn durch mehrere Unterbeamte unausgesetzt beobachten, aber eigentlich nur, um ihm zu verbergen, wie sehr ich selbst mich mit ihm beschäftigte. Er besaß in dieser Beziehung einen äußerst scharfen Blick und kannte alle Polizeibeamte.

Die Nachforschungen nach den gestohlenen Goldsachen überließ ich meinen Kollegen; durch den Telegrafisten war der Diebstahl sofort in allen Richtungen hin und namentlich zu allen größeren Städten gemeldet worden. Mir kam es darauf an, den gelben Hans ganz im Geheimen zu beobachten und namentlich zu erforschen, wer ihm bei dem Verbrechen geholfen haben konnte.

Seit einigen Abenden hatte er in einem Tanzlokal vor dem Tor verkehrt. Ich kannte dasselbe, es wurde von leichtsinnigen Damen besucht und von jungen Herren, denen es auch an Leichtsinne nicht fehlte und die ihr Geld in kürzester Zeit lustig durchbringen wollten.

Dort beschloss ich ihn zu beobachten. Ich habe von jeher eine besondere Fertigkeit in der Verkleidung besessen. In meiner Jugend amüsierte ich oft meine Freunde und mich dadurch, später als Kriminalkommissar hatte mir diese Fertigkeit schon wiederholt große Dienste erwiesen.

Zu ihr nahm ich meine Zuflucht. Ich war noch jung genug, um in guter Verkleidung für einen leichtsinnigen Kommissar gelten zu können, der sich einen lustigen Abend machen will und gesonnen ist, dazu eine Anzahl eigener oder fremder Taler zu verwenden. Meine Verkleidung war mir so vorzüglich gelungen, dass ein Polizeiwachtmeister,

mit dem ich seit Jahren täglich verkehrte, und der am Eingang des Tanzsaals stand, keine Ahnung hatte, wer ich war, als ich mich mit ihm in eine Unterhaltung einließ und einige lustige Bemerkungen gegen ihn machte. Er wurde sogar sehr grob.

In dem Saal mischte ich mich sofort unter die Tanzenden und schloss mich zum Schein sehr eng an eine Blondine an, mit der ich fleißig tanzte. Der gelbe Hans war zugegen und tanzte auch, außer ihm bemerkte ich noch mehrere, welche der Verbrecherwelt angehörten und zu seinen Genossen zählten. Sie schienen seit kurzer Zeit diesen Ort gewählt zu haben, um sich zu treffen.

Der gelbe Hans war sehr lustig und tanzte fleißig, seine Genossen schien er kaum zu kennen. Ich suchte in der Tanzreihe an seine Seite zu gelangen, es glückte mir auch, allein seine Unterhaltung mit seiner Tänzerin war durchaus unbefangen. Eins war mir aber doch nicht entgangen. Er warf einem jungen schwarzäugigen Mädchen, obgleich er kein einziges Mal mit ihr tanzte, einen Blick zu, welcher ein stilles Verständnis voraussetzte.

Um ihn ungestörter beobachten zu können, zog ich mich vom Tanz, der mich ohnehin sehr erhitzt hatte an einen Seitentisch zurück und ließ mir eine Flasche Wein geben. Scheinbar in Gedanken versunken, wie ermüdet, saß ich da und hielt meinen Blick auf die Vorübertanzenden gerichtet. Plötzlich tupfte mir ein Finger leise auf die Schulter und flüsterte mir zu: »Guten Abend, Herr Kommissar. Wem sind Sie denn hier auf der Fährte?«

Überrascht blickte ich mich um. Der gelbe Hans stand hinter mir und blickte mich so unbefangen an, als ob er der ehrlichste Mensch auf der ganzen Erde sei.

Ich gab ihm gegenüber natürlich sofort mein Inkognito auf und erwiderte: »Seien Sie still, Becker.«

»Nun, ich werde Sie nicht verraten, Herr Kommissar«, fuhr er in vertraulicher Weise fort, indem er sich an dem Tisch niederließ. »Ihre Verkleidung ist vortrefflich, allein ich habe Sie dennoch sofort erkannt, als Sie in den Saal traten.«

»Woran?«, fragte ich.

»Das sage ich nicht. Wem sind Sie denn hier auf der Fährte?«

Ich kannte den schlaunen Burschen zu gut, um nicht zu wissen, dass ich ihn durch Ausflüchte auch nicht täuschen werde.

»Das werde ich ebenfalls nicht sagen«, erwiderte ich, auf seinen halb scherzenden, halb vertraulichen Ton eingehend, denn meine Lage war allerdings nicht die angenehmste. Am Eingang des Saales stand nur der Polizeiwachtmeister und in dem Saal hatte ich mindestens zehn bis zwölf von Beckers Genossen bemerkt. Er brauchte mich ihnen nur zu verraten, ihnen einen Wink zu geben und ich hätte in der Mitte dieser zu jeder Tat fähigen Menschen fast schutzlos da gestanden.

»Als ob ich es nicht längst wüsste!«, sprach der gelbe Hans. »Aber hier suchen Sie die Diebe der Juwelen vergeblich.«

»Wissen Sie das so genau?«, warf ich ein.

»Herr Kommissar, ich kenne alle, welche hier sind«, er meinte selbstverständlich die Verbrecher, »es sind meine Freunde und von denen hat keiner daran Anteil.«

»Becker, der Einbruch ist genau so, als ob Sie ihn ausgeführt hätten!«, rief ich leise.

Er blieb vollständig ruhig.

»Ich habe es nicht getan, Herr Kommissar, wahrhaftig nicht«, entgegnete er und seine Worte klangen so gutmütig, als ob er nie in seinem Leben ein unwahres Wort gesagt hatte. »Diesmal tun Sie mir wirklich Unrecht!«, fügte er hinzu.

»Die Art und Weise, wie die Türe erbrochen wurde, ist ganz die Ihrige«, bemerkte ich.

»Das mag sein, Herr Kommissar«, fuhr er fort, »ich weiß es ja nicht; allein ich weiß, dass andere mich nachahmen, um den Verdacht auf mich zu lenken. Ich habe leider mit dem Zuchthaus schon dreimal Bekanntschaft gemacht, damit ist's genug ... und ich werde mich nie wieder in solche Gefahr begeben.«

»Becker, mich täuschen Sie wahrhaftig nicht«, entgegnete ich. »Sie leben sehr flott und arbeiten doch nicht. Wie reimt sich das zusammen?«

Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln.

»Herr Kommissar, ich lebe von meinen Freunden«, erwiderte er. »Sie alle wissen, dass mir Verschiedenes von ihnen bekannt ist, da sind sie mir gerne gefällig, damit ich sie nicht verrate. Ich würde es freilich doch nicht tun«, fügte er hinzu, »denn ein ehrlicher Kerl verrät seine Freunde nicht! Was übrigens den Einbruch bei dem Juwelier anbetrifft, so war ich während der Nacht, in welcher derselbe geschehen ist, gar nicht in der Stadt. Ich hörte, der Verlust des Bestohlenen belaufe sich auf über siebentausend Taler, ist das wahr?«

»Becker, das wissen Sie genauer als ich«, gab ich zur Antwort.

»Herr Kommissar, wenn mir je in meinem Leben ein sol-

cher Fang gelungen wäre, so säße ich nicht mehr hier, dann wäre ich längst fort nach Amerika. Ich bin des Lebens hier längst überdrüssig.«

»Lassen Sie«, unterbrach ich ihn. »Wir kennen uns beide ganz genau und Sie wissen auch, wie viel oder wie wenig ich Ihnen glaube. Wenn Sie von Ihrem bisherigen Leben hätten ablassen wollen, so hätten Sie längst Gelegenheit dazu gehabt. Ich glaube, es wird nicht lange währen, so fallen Sie mir wieder in die Hände.«

»Ich habe eine schlimme Vergangenheit, deshalb glauben Sie mir nicht mehr«, entgegnete er. »Ich habe Sie übrigens nicht mehr zu fürchten, Herr Kommissar, denn seit meiner letzten Bestrafung habe ich mir nichts zuschulden kommen lassen.«

Ich brach das Gespräch ab. Er erhob sich und entfernte sich in der artigsten Weise. Auf jemand, der ihn weniger genau kannte als ich, konnte er durch sein freundliches Wesen leicht einen fesselnden Eindruck ausüben. Er konnte so harmlos wie der ehrlichste Mensch erscheinen und er hatte tatsächlich von der Rohheit seiner Genossen wenig an sich. Ich verließ den Tanzsaal, da meine Anwesenheit in demselben jetzt doch erfolglos bleiben musste. Flüchtig, ohne mich aufzuhalten, gab ich dem Wachtmeister den Befehl, das schwarzäugige Mädchen, dem der gelbe Hans einen verstohlenen Blick zugeworfen hatte, mit der größten Vorsicht zu verfolgen, um den Namen und ihre Wohnung zu erforschen.

Am folgenden Morgen machte mir der Wachtmeister die Meldung, dass die von ihm beobachtete Schwarzäugige die Tochter einer Näherin sei, welche mit ihrer Mutter in einem Haus nahe dem Tor wohne. Ihr Name war Klara Flügel.

Der Polizei war weder über sie noch über ihre Mutter etwas Nachteiliges bekannt. Dennoch beschloss ich eine Haussuchung bei ihnen vorzunehmen. Das Mädchen schien mit dem gelben Hans in einem näheren Verhältnis zu stehen; es war deshalb leicht möglich, dass bei ihr irgendein Stück der gestohlenen Goldsachen gefunden wurde.

Der gelbe Hans hatte in der Nacht mit mehreren seiner Genossen den Tanzsaal verlassen. Wohin er gegangen war, vermochte mir der Wachtmeister nicht anzugeben, da er seine Aufmerksamkeit auf das Mädchen gerichtet hatte.

Ich kannte das Haus, in welchem das Mädchen wohnte. Es war ein altes Gebäude, welches einen doppelten Ausgang nach zwei Straßen hatte und außerdem durch einen Hintergarten mit mehreren anderen Gärten und Grundstücken in Verbindung stand. Es konnte für Becker nicht schwer werden, zu dem Mädchen zu gelangen, ohne dass die Polizei seiner Spur zu folgen imstande war. Wenige Häuser davon entfernt wohnte ein Genosse von ihm, und beide Häuser standen durch die Gärten miteinander in Verbindung.

Es war leicht möglich, dass ich Becker bei dem Mädchen traf, dennoch beschloss ich, die Haussuchung allein vorzunehmen, traf die Bestimmung, dass beide Ausgänge des Hauses, wenige Minuten, nachdem ich dasselbe betreten hatte, von Polizeidienern besetzt und überwacht wurden. Ich selbst bewaffnete mich mit einem kurzen Totschläger, den ich in der Brusttasche meines Rockes barg, um ihn sofort zur Hand zu haben.

Ich kannte den gelben Hans zu genau. Derselbe war stets sehr freundlich gegen mich, das würde ihn nicht verhindert

haben, mich im schlimmsten Fall totzuschlagen. Er schreckte vor keiner Tat zurück. Ich kannte auch seine außerordentliche Körperkraft und Gewandtheit, welche der meinen überlegen war. Das Einzige, was ich vor ihm voraus hatte, war eine größere Ruhe und dass ich mich für jeden Fall vorbereiten konnte, während an ihn die Gefahr unerwartet herantrat.

Genau zu der bestimmten Zeit begab ich mich in das Haus und stieg ohne Zögern die Treppe empor. Niemand in dem Haus schien mich zu bemerken. Die Flügel wohnte im dritten Stockwerk zum Hof hinaus.

Ich langte vor ihrer Wohnung an. Einen Augenblick blieb ich horchend vor der Stubentür stehen, vernahm nur die Stimme des Mädchens und ihrer Mutter; Becker schien also nicht bei ihnen zu sein.

Rasch, ohne anzupochen, trat ich ein. Die beiden Frauenzimmer saßen noch am Tisch. Erschreckt fuhren sie empor und auf dem Erblassen ihrer Gesichter erkannte ich, dass mein Besuch ihnen nicht angenehm sei und dass sie ihn zu fürchten hatten.

Mein Auge glitt flüchtig durch das Zimmer hin, ohne dass ich das geringste Verdächtige wahrnahm. Die Möbel waren einfach wie bei einer Näherin. Auf einem Stuhl lag noch das Kleid, welches die Tochter in der Nacht zuvor in dem Tanzsaal getragen hatte.

»Sie sind die Näherin Flügel?«, fragte ich die Frau.

»Ja, wohl«, erwiderte die Gefragte; es schien ihr schwer zu werden, die Wörter hervorzubringen. Ihr Auge war unruhig und mit einem ängstlichen Ausdruck glitt es über die Tür des Nebenzimmers hin.

Ich folgte ihrem Blick, die Türe war verschlossen.

»Dies ist Ihre Tochter?«, forschte ich weiter.

»Ja«, gab die Frau zur Antwort.

In diesem Augenblick wurde die Tür des Nebenzimmers rasch geöffnet und die Gestalt des gelben Hans erschien in derselben. Als er mich erblickte, blieb er betroffen stehen. Das Blut schien aus seinem gelben Gesicht zu weichen, seine dunkeln Augen leuchteten.

»Ah, Becker, treffe ich Sie auch hier?«, fragte ich, scheinbar nicht weniger überrascht.

»Wie Sie sehen, Herr Kommissar«, entgegnete er und trat in das Zimmer. »Das Mädchen hier ist meine Braut.«

Er fragte nicht, was mich hergeführt habe, denn er wusste es sehr wohl.

Das Nagen seiner Zähne auf der Unterlippe verriet mir seine heftige innere Erregung und warnte mich auf meiner Hut zu sein.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie eine Braut haben«, fuhr ich in ruhigem Ton fort, um noch etwas Zeit zu gewinnen, so dass ich sicher war, dass die Ausgänge des Hauses besetzt waren.

»Ich habe es vergessen, Ihnen meine Verlobungskarte zu senden«, entgegnete der gelbe Hans und ein halb spöttisches, halbwildes Lächeln glitt über sein Gesicht hin.

Ich kannte dies Lächeln; es bedeutete nichts Gutes.

»Die Polizei hat doch hoffentlich nichts dagegen, dass ich eine Braut habe!«, fuhr er fort. »Sie bekümmert sich freilich um sehr vieles, was sie nichts angeht.«

Diese Worte brachten mich nicht aus meiner Ruhe.

»Becker, uns kann es gleichgültig sein, ob Sie eine Braut haben«, entgegnete ich.

In diesem Augenblick vernahm ich ein Geräusch hinter

mir, als ob die Flügel oder deren Tochter das Zimmer verlassen wollten. Ich wandte mich um, um dies zu verhüten, da stürzte der gelbe Hans sich auf mich und umklammerte mich von hinten mit seiner ganzen Kraft. Er hatte meine unvorsichtige Wendung sofort benutzt.

»Klara, verschließ die Tür und öffne das Fenster!«, rief er mit gedämpfter Stimme. »Ich will ihm die Mühe ersparen, die Treppen hinabzugehen, denn lebend kommt er doch nicht hinunter!«

Ich erriet seine Absicht. Er wollte mich aus dem drei Stock hohen Fenster hinabstürzen. Wenn ihm dies gelang, so kam ich allerdings mit dem Leben nicht davon. Ich befand mich in einer verzweifelten Lage.

Beide Arme hielt er mir fest an den Leib gepresst, die Brust drückte er mir so fest zusammen, dass mir fast der Atem ausging. Ich wollte um Hilfe rufen, dies konnte mir nichts nützen. Ehe einer der Polizeidiener, selbst wenn sie meinen Ruf vernommen hätten, herbeigekommen wäre, musste der Kampf zwischen uns bereits beendet sein.

Klara hatte die Tür verschlossen und das Fenster geöffnet. Der gelbe Hans hob mich empor und trug mich zum Fenster. Vergebens waren alle Anstrengungen, meine Arme zu befreien, noch einige Augenblicke und ich war unrettbar verloren. Schon hatte er mich dem Fenster nahe gebracht, da trat ich mit aller Kraft gegen das Fensterbrett. Er taumelte zurück und stürzte mit mir auf die Erde. Es gelang mir nur, meinen rechten Arm zu befreien und meinen Totschläger hervorzuziehen. Er bemerkte es, rasch ließ er mich los und sprang empor.

Auch ich stand in demselben Augenblick auf den Füßen. Mein Gegner hatte bereits einen Stuhl erfasst und hoch em-

por gehoben. Einige Sekunden lang standen wir so regungslos einander gegenüber, beide, um für unsere Brust Luft zu gewinnen.

Beckers Auge glühte und war vor Erregung mit Blut unterlaufen. Wir maßen uns mit den Blicken.

»Fasst ihn von hinten!«, rief er den beiden Frauenzimmern zu, welche bestürzt zurückgewichen waren. Ich durfte nicht eine Sekunde länger zögern, wenn ich mein Leben retten wollte. Alle Kräfte zusammen raffend, stürzte ich mich auf ihn. Die Schnelligkeit meiner Bewegung hinderte ihn, rechtzeitig mit dem erhobenen Stuhl zuzuschlagen. Wohl wurde mein linker Arm, den ich zum Schutz für meinen Kopf vorgestreckt hatte, schwer getroffen, allein in demselben Augenblick sank Becker auch lautlos nieder, mein Totschläger hatte seinen Kopf nicht verfehlt.

Ohne Zögern warf ich mich auf ihn, weil ich wusste, dass bei einer so kräftigen Natur die Betäubung oft schnell wieder schwand. Es galt, ihn rechtzeitig zu fesseln.

Laut schreiend stürzte sich die Näherin auf mich, um mich zurückzureißen, ein Schlag auf ihren Arm genügte, um sie fortzutreiben. Schreiend stürzte sie mit ihrer Tochter fort aus dem Zimmer. Ich bekümmerte mich nicht um sie, da sie mir ohnehin nicht entgehen konnten.

Mit einer festen Schnur band ich die Hände des Bewusstlosen auf dem Rücken zusammen. Dann erst richtete ich mich empor. Das Blut rann an meinem linken Arm herab, derselbe schmerzte heftig. Ich war froh, dass der Schlag ihn nicht gebrochen hatte, und überwand den Schmerz.

Wenige Minuten später kamen zwei meiner Leute mit der Flügel und deren Tochter. Sie hatten den Schrei der Frau gehört, hatten mir zu Hilfe kommen wollen und Mutter

und Tochter auf der Treppe in Empfang genommen.

Der gelbe Hans kam wieder zu sich, finster und drohend blickte sein Auge umher, bis es auf mir haften blieb.

»Nun, Becker, ich komme diesmal doch mit dem Leben davon«, sprach ich, zu ihm tretend.

Sein Auge guckte und ich konnte deutlich den Schmerz und die Wut, dass er unterlegen war, in demselben lesen.

»Sie haben Glück gehabt«, erwiderte er dumpf. »Mir geschieht Recht, weil ich ein Tor gewesen bin und Sie in der vergangenen Nacht, wo Sie in meiner Hand waren geschont habe!«

Er presste die Lippen aufeinander und sprach kein Wort weiter.

Während die beiden Polizeidiener den Gefesselten und die Frauenzimmer überwachten, durchsuchte ich das Zimmer. In einem alten Schrank im Nebenzimmer, welches als Schlafgemach diente, fand ich in zwei ziemlich großen Bündeln die gestohlenen Goldsachen und außerdem alle Diebesgerätschaften sowie einige Gegenstände, welche von früheren Diebstählen herrührten.

So viel hatte ich nicht erwartet. Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich.

Als ich wieder in das Zimmer trat, wandte der gelbe Hans den Blick kaum zur Seite. Er wusste, dass ich die Sachen finden werde und dass für ihn keine Hoffnung mehr übrig blieb.

»Nun, Becker, ich habe mich doch in meinem Verdacht nicht geirrt«, sprach ich. »Ich wusste von Anfang an, dass Sie die Tat begangen hatten, weil außer Ihnen wohl kaum einer den Mut dazu gehabt hätte.«

Er schwieg.

»Sie haben den Einbruch nicht allein ausgeführt«, fuhr ich fort. »Wer hat Ihnen dabei geholfen?«

»Niemand«, gab er zur Antwort, mich fest anblickend.

»Sie allein haben es nicht getan«, bemerkte ich. »Sie wissen, in solchen Angelegenheiten habe ich einige Erfahrung. Sie haben mir freilich in vergangener Nacht gesagt, ein ehrlicher Kerl verrate seine Freunde nicht, Ihnen könnte es aber doch nützen; Sie könnten sich vielleicht einige Jahre Zuchthaus dadurch ersparen ...«

»Ich habe es allein getan«, wiederholte er.

»Wie sind Sie in das Haus und wieder aus demselben gelangt?«, forschte ich weiter.

»Sie können ja alles erraten, erraten Sie doch dies auch«, gab er zur Antwort »Von mir werden Sie es nicht erfahren.«

Ich kannte seinen entschlossenen Sinn und gab es auf, weiter in ihn zu dringen.

Er winkte dem Mädchen mit den Augen, dasselbe wollte an ihn herantreten, ich kam ihm zuvor und trennte sie.

Getrennt wurden sie fortgebracht in das Gefängnis.

Von den dem Juwelier gestohlenen Sachen fehlte nichts. Es lag etwas Befremdendes für mich darin, da ich nicht begriff, weshalb noch keine Teilung des Raubes stattgefunden hatte, denn dass der Einbruch von Becker nicht allein ausgeführt war, unterlag für mich keinem Zweifel.

Das offene Geständnis des Mädchens brachte Aufklärung darüber. Soviel sie wusste, hatte Becker nur einen Teilnehmer gehabt, den sie nicht kannte. Becker hatte darauf bestanden, dass der Raub vor der Hand nicht geteilt werde, nur die Entdeckung dadurch zu verhüten. Er hatte noch einen zweiten verwegenen und noch lohnenderen Einbruch

in Absicht gehabt, um nach dem Gelingen desselben mit Klara und deren Mutter nach Amerika zu flüchten.

Dies hatte ich nun freilich vereitelt.

Die Voruntersuchung war im Ganzen eine kurze. Becker gestand das Verbrechen ein, verweigerte aber hartnäckig jede nähere Auskunft über die Ausführung desselben.

Alle meine Nachforschungen, seinen Teilnehmer an dem Einbruch zu entdecken, blieben erfolglos. Ich ließ sogar einen Verbrecher, der mir früher schon manches Vergehen verraten hatte, zu ihm in dieselbe Zelle bringen, allein auch ihm gegenüber bewahrte er sein Schweigen.

Dasselbe Verfahren wie in der Voruntersuchung hielt er auch vor den Geschworenen inne. Er war in seinen Antworten ruhig und fest und weder die Ermahnung des Präsidenten, noch das Zureden seines Verteidigers vermochten ihn zu bewegen, seinen Genossen zu nennen und über die Ausführung des Einbruches nähere Angaben zu machen.

Er empfing, da er bereits mehrere Male mit Zuchthaus bestraft war, eine sehr harte Strafe, nämlich zehn Jahre, während Klara und deren Mutter wegen Hehlerei zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurden.

Becker hörte das Urteil ohne Zucken an, denn er war darauf vorbereitet. Durch keine Miene verriet er, was in ihm vorging. Nur als er auf dem Gerichtssaal fortgeführt wurde, warf er mir, da ich zufällig in der Nähe der Tür stand, einen finsternen, drohenden Blick zu und rief: »Wir beiden werden uns wieder treffen.«

Wir haben uns nicht wieder getroffen. Nach ungefähr anderthalb Jahren gelang es dem gelben Hans durch ein sehr verwegenes, ja kühnes Unternehmen aus dem Zuchthaus zu entkommen. Alle Bemühungen, seiner wieder habhaft

zu werden, waren vergebens. Nach einigen Monaten erhielt ich die Nachricht, dass er nach Amerika entflohen und dort glücklich angekommen sei. Es war das Letzte, was ich über ihn hörte. Jahre sind seitdem entschwunden und in dem Land, in welchem schon so mancher verdorben und gestorben ist, wird auch den gelben Hans kein besseres Los getroffen haben.

Fall 4

Der geheimnisvolle Wandschrank

Der Registrator Sturm war ein kleines dürres Männlein, welcher seinem Namen wenig Ehre machte. Zur Zeit, als ich seinem amtlichen Ressort zugeteilt wurde, war er ungefähr fünfzig Jahre alt. Die kleine schwächliche Gestalt mit dem bleichen hohlwangigen Antlitz, in welchem nur die Augen in lebhaftem Feuer glänzten, dem spärlichen grauen Haarwuchs, dem ebenso dünnen Backenbart steht noch heute lebhaft vor mir. Man schauerte unwillkürlich leicht zusammen, wenn er so leise, geräuschlos wie ein Schatten heran glitt und man plötzlich durch das kurze Paff – Paff – seiner langen Pfeife oder durch eine neben dem Papier aufsteigende Tabakwolke an seine Gegenwart erinnert wurde. Er trug Schuhe und durfte in der Registratur rauchen, zwei Vorrechte, von denen er seit 25 Jahren Gebrauch machte und die ihm niemand streitig zu machen wagte, selbst der Herr Oberbürgermeister nicht, welcher doch im Übrigen ein Mann war, der seinen Willen durchzusetzen wusste.

Der alte Herr war in seiner Weise ein Sonderling. Er lebte

in den glücklichsten Familienverhältnissen. Er hatte ein braves, wirtschaftliches Weib, eine zärtliche, lebenswürdige Tochter. Er hätte sich keine bessere Erholung wünschen können, als im Kreis seiner Lieben, in seiner geordneten Häuslichkeit. Trotz alledem brachte er den größten Teil des Tages auf dem Rathaus zu. Lange nach Verlauf der Dienststunden sah man an dem hohen gebogenen Mittelfenster der zu der Ratswaagegasse hinaus liegenden Front noch Licht. Dann wussten die guten Bürgersleute, welche dem *goldenen Schwan* oder dem *zahmen Hasen* zusteuerten, dass Papa Sturm noch wohlgenut unter haushohen Stößen vergilbter Akten, Schweinsleder gebundenen dicken Büchern, unter Steinen, getrockneten Pflanzen und allerlei Altertümlichkeiten saß und vor der Hand noch nicht an die Heimkehr dachte.

Mutter und Tochter ließen ihn gewähren. Sie wussten, dass dem alten Herrn nirgends wohler war, als in dem finsternen gewölbten Archiv unter den zusammengepressten moderigen Papierstößen und den Pergamentbänden verschollener Jahrhunderte. Dort hatte er die Gegenstände seiner eigentümlichen Liebhabereien aufgestapelt. Seltsam geformte Steine, ausgestopfte Vögel hatten ihren Platz zwischen Blumentöpfen, in welchen einige Kaktus- und Geranienpflanzen vegetierten. Auf dem alten wurmstichigen Tisch neben dem Fenster sah man Dosen, Vasen, altmodisches Schnitzwerk, eine Schachtel mit Münzen des vorigen Jahrhunderts, einige verrostete Waffen und mehrere nicht ganz wertlose Nippsachen.

Das Eigentum des Herrn Registrators war hier auf liberale Weise mit den Altertümlichkeiten gemischt, welche der Magistrat des Städtchens in pietätvoller Weise zum einigen

Angedenken aufbewahrte. Neben der Tür, welche in das Vorzimmer des Sitzungssaals führte, hing das alte verrostete Richtschwert mit der Inschrift: Jedermann sei untertan der Obrigkeit usw. An den Wänden neben den bestäubten Aktenrepositorien sah man verblichene Ölgemälde. Die alten Markgrafen von Brandenburg schauten finsternen Blicks aus den schadhafte Rahmen heraus. Ein uraltes Stadtwappen, mehrere Insignien, deren man sich in den ältesten Zeiten bei Fällung der Urteilssprüche bediente, einige Folterwerkzeuge und die zerbrochene Statue eines Roland lockten zuweilen Schaulustige auf das Ratsbüro. Das sogenannte Archivzimmer befand sich in der Mitte zwischen den Sitzungssälen, in welchen die Väter der Stadt zu tagen pflegten, und den Bürolokalen, in welchen die Subalternbeamten die gefassten Beschlüsse und Dekrete zu expedieren und mundieren hatten.

Während der Dienststunden hielt sich der Registrator im Expeditionsbüro bei den Magistratssekretären auf und erst, wenn der Letzte der Beamten sein Pult verlassen hatte, trat er in das trauliche Archivzimmer, wo er sich dann in einen uralten Lehnstuhl niederließ und beim trüben Schein einer Schirmlampe in seinen Büchern und Dokumenten las, zuweilen auch unter den Raritäten herumstöberte, wie ein Geizhals, der sich am Anblick seiner Schätze freut.

Fast außerhalb jedes freundschaftlichen Verkehrs stehend und nur auf seine Gedankenwelt und die Geister angewiesen, welche er aus den Trümmern eines überlebten Zeitalters heraufbeschwor, konnte es nicht fehlen, dass der Registrator einseitig, menschenfeindlich, gegen seine Umgebung misstrauisch und argwöhnisch wurde. Dennoch gab es einen Mann, welcher sich, wenn nicht der Freundschaft doch

eines gewissen Wohlwollens des alten Herrn rühmen konnte. Der Schuhfabrikant Lindemann musste, obgleich er weder Beamter noch Altertumsforscher war, doch in seinen Lebensansichten eine gewisse Übereinstimmung mit denen Sturms zeigen. Wenigstens sah man ihm zuweilen, wenn er Feierabend hatte, im Schlafrock und in Pantoffeln die Treppen zum Archivzimmer emporsteigen und ein Stündchen mit dem Registrator in aller Gemütsruhe verplaudern. Niemand wunderte sich übrigens darüber. Man wusste, die beiden Männer waren Jugendfreunde und das Gerücht sprach sogar von einer weitläufigen Verwandtschaft. Auch sollte Sturm seine Stelle hauptsächlich der warmen Fürsprache des Vaters seines Freundes verdankt haben, welcher seiner Zeit Kämmerer gewesen war und gleichzeitig die Stadtbrauerei gepachtet hatte.

Matthias Lindemann, welcher nur ein mäßiges Vermögen besaß und es im Punkt der städtischen Würde nur bis zum Stadtverordneten gebracht hatte, kam in der Regel abends nach sieben, wenn das Büropersonal nicht mehr anwesend war, und blieb gewöhnlich bis acht, hin und wieder auch bis neun Uhr. Zuweilen verließen beide Männer zugleich die Büroräume und gingen noch ein Stückchen Wegs zusammen, bis sie sich vor Lindemanns Haustür trennten.

Eines Morgens, als ich meinen gewohnten Gang zu der Ratsregistratur antrat, fiel mir eine große Anzahl Menschen auf, welche sich vor dem Giebelportal, in welchem wir unseren Eintritt zu nehmen pflegten, versammelt hatten. An den entsetzten Mienen der Leute, an der lebhaften Art ihres Sprechens und Gestikulierens ersah ich, dass etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Beim Näherkommen nahm ich auch den Fabrikanten Lindemann wahr, welcher

eindringlich zu einem der Polizeisergeanten sprach, der jedoch nur mit halbem Ohr und wie von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen zuzuhören schien. Mein Kollege, der Registraturassistent Bolz, schoss atemlos auf mich zu mit den Worten:

»Haben Sie noch nicht gehört, lieber Freund? Ein entsetzliches Ereignis ist passiert! Wissen Sie wirklich noch nichts.«

Ich konnte nur meine vollständige Unwissenheit versichern.

»Man hat in der Nacht den Registrator Sturm im Archivzimmer ermordet gefunden!«

»Ermordet?«, schrie ich auf.

»Ermordet!«, bestätigte er, während neue Ankömmlinge sich um uns her drängten. »Zwei Dolchstiche in die Brust, oberhalb der Lungen, einer mitten durchs Herz. Sie haben die Leiche in den kleinen Sitzungssaal geschafft. Das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung ist bereits protokollarisch festgestellt. Der Mord ist mit einem der beiden Dolche, welche auf dem alten Rumpeltisch lagen, ausgeführt. Die drei Stöße sind mit außerordentlicher Kraft geführt worden, und zwar der ins Herz zuerst, welcher denn auch den augenblicklichen Tod des Opfers zur Folge gehabt hat. Die beiden übrigen Stöße sind gewissermaßen noch zum Überfluss geführt worden, um auch ja recht sicherzugehen. Man schließt daraus, dass der Mörder ein kräftiger junger Mann sein muss. Er hat den Dolch nach vollbrachter Tat mit einer *Copia retenta Piece* abgewischt, wie sie zu Hunderten neben dem Stuhl des alten Herrn aufgespeichert liegen, und hat dann den Dolch ruhig wieder genau auf seinen alten Fleck gelegt. Das blutige Papier aber hat man zusammenge-

ballt unter einem der Aktenrepositorien gefunden!«

»Entsetzlich! Schrecklich!«, rief ich außer mir.

»Nicht wahr?«, fuhr er fort, »man weiß nicht, worüber man mehr erschrecken soll, ob über den grässlichen Mord selbst oder über die namenlose Frechheit, mit welcher er verübt worden. Im Parterre befindet sich das Polizeibüro und über demselben wird ein Mensch ermordet. Die Kriminalpolizei steht ratlos vor dem Unerhörten. Man hat keinen Anhaltspunkt. Rachsucht kann man nicht als Motiv der Tat annehmen. Der alte Herr hat bei all seinen Grillen keinem Kind je etwas zuleide getan. Nie hat er in amtlicher Beziehung seinen Untergebenen ein hartes Wort gesagt. Er ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, wenn man nur sein Steckenpferd respektierte. Ein Raubmord? Das ist noch weniger anzunehmen. Der ganze Plunder ist kaum zehn Taler wert.

Geld hatte der alte Herr niemals bei sich.«

Nach diesen Worten schritt er die Treppe hinauf, um sich an seine Arbeit zu machen, aus der voraus sichtlich heute nicht viel werden würde. Auf's Tiefste erschüttert wollte ich ihm folgen, da hörte ich Lindemann, welcher sich zu einem neu herzu getretenen Herrn gewandt hatte, die Worte sagen:

»Zwischen neun und zehn Uhr muss es geschehen sein. Als ich ihn verließ, war es acht Uhr. Er war in heiterer Stimmung, und als er mir beim Abschied die Hand reichte, sagte er: ›Adieu, Lindemann! Auf Wiedersehen! Ich will nur noch ein bisschen vom hochnotpeinlichen Halsgericht lesen, dann geh ich auch heim!‹ ... Wir hatten vom Weihnachtsfest gesprochen, das hatte ihn froh gestimmt. Um dreiviertel neun ist der Kastellan noch oben gewesen, um

die Lampen zu löschen. Da hat er den Alten noch über dem hochnotpeinlichen Halsgericht sitzen gesehen und gesagt: ›Wollens nicht Fei'rabend machen, Herr Registrator?‹, worauf Papa Sturm mit dem Kopf genickt und ›Gleich!‹ gesagt haben soll. Um zehn Uhr hat der Kastellan die Haustüren geschlossen. Da war oben alles dunkel. Also muss das Attentat zwischen neun und zehn Uhr geschehen sein!«

Er fuhr noch fort, den aufmerksamen und entsetzten Zuhörern auseinanderzusetzen, wie furchtbar er und seine Familie sich erschrocken, als sie die Schauernachricht empfangen hätten. Das sei heute früh ein Uhr gewesen. Um zwölf Uhr sei die Frau Registratorin aus ihrem Halbschlummer im Lehnstuhl, in welchem sie die Heimkehr ihres Gatten abzuwarten pflegte, aufgefahren und habe voll Angst, dass derselbe noch nicht zurück sei, die Tochter geweckt. Beide seien sodann zum Rathaus geeilt, hätten den Kastellan herausgeklopft und ... das Übrige könne man sich denken.

Ich begab mich in das Expeditionsbüro, war jedoch gänzlich unfähig, einen vernünftigen Satz auf das Papier zu werfen. Fort und fort spiegelte meine erregte Fantasie mir die blutige Gestalt des Ermordeten vor. Mein Kopf glühte, meine Nerven vibrierten. Ich dachte einen Augenblick daran, zu dem kleinen Sitzungssaal zu gehen, um durch den Anblick der Leiche die Schreckbilder meiner Einbildungskraft zu paralysieren. Der Saal war jedoch bereits geschlossen und das Schloss unter Siegel gelegt. Im Archivzimmer herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Ratsdiener und Stadtsergeanten waren bemüht, das Unterste zu oberst zu kehren; galt es doch, Spuren zu entdecken, die zur Ermittlung des Täters führen konnten. Indessen blieben

alle Anstrengungen ohne Erfolg. Auch der scharfsinnigste Kriminalpolizist fand keinen Anhalt zu weiteren Nachforschungen.

Die Nachricht von dem Mord hatte sich mit Blitzesschnelle in der kleinen Stadt verbreitet und das Geheimnisvolle, welches die Tat umgab, erhöhte noch die furchtbare Aufregung.

Ein eigentümliches Gerücht knüpfte sich an alle diese Tatsachen. Man erzählte sich, dass der alte Herr Sturm dort oben in dem rauchgeschwärzten Archivzimmer einen Schatz gehütet habe und dass unter allen Umständen ein Raubmord vorliege. War die Konstatierung eines solchen vielleicht die Ursache, weshalb man Schubladen und Fächer durchwühlte, die Akten aus den Repositorien warf und jedes Heft beinahe einzeln durchblätterte? Hatte man vielleicht schon irgendeinen Verdacht und scheute sich nur, ihn offen auszusprechen?

»Das nützt ja alles nichts!«, meinte Meister Lindemann mit leichtem Kopfschütteln und dabei lächelte er in so überlegener Weise, als sei er von der Unfehlbarkeit seines Ausspruches vollständig überzeugt. Er war im Schlafrock und in Pantoffeln herausgekommen, wie es seine Art war und sah, die Hände in den Taschen, ruhig alle diese Maßregeln mit an. »Das nützt alles nichts, Kinderchens! Ich habe den unglücklichen Mann von Kindesbeinen an gekannt. Ich habe ihm nahe gestanden, wie keiner. Ja, ich kann es mit Fug und Recht behaupten, ich bin sein bester Freund gewesen und sein einziger Freund. Denn außer mir hatte er keine Seele, der er sich anvertrauen konnte. Aber wenn er doch nur ein einziges Mal gesagt hätte: ›Freund Lindemann! Wenn ich einmal sterbe, haben die meinen so und so

viel, oder: ›Etwas ist da, Lindemann! Da und da habe ich's aufbewahrt!‹ ... aber nichts von alledem. So offenherzig und redselig er zuweilen sein konnte, von seinem Vermögen hat er nie gesprochen und das hat, denk' ich, auch seinen guten Grund, und zwar den, dass er nichts gehabt hat. Denn hätte er nur einhundert Talerchen im Besitz gehabt ... mir, seinem vertrautesten Freund hätte er's gewiss gesagt. Nein, nein, Kinderchens! Geld hat die alte brave Seele nicht hinterlassen. Danach braucht Ihr nicht zu suchen.«

Diese Worte des biedereren Meisters, Innungsvorstehers und Stadtverordneten waren nicht ohne Wirkung. Man begann einzusehen, dass die Wühlereien unter bestäubten Akten und vergilbten Papierstößen am Ende doch kein ersprißliches Resultat liefern konnten, und beschloss daher, dem Zufall auch seinen Anteil an der Entdeckung des Mörders zu überlassen. Hatte man doch bereits eine Menge Personen verhört und Protokolle über Protokolle geschrieben. Auch saßen ein halbes Dutzend Handwerksburschen, welche das Unglück gehabt hatten, an jenem Tag in dem Städtchen einzutreffen, wohl verwahrt hinter Schloss und Riegel, und die Stadtsergeanten und Polizeidiener machten eifrig Jagd auf alle in neuerer Zeit eingewanderten heimatlosen Strolche. Wer nicht sein Alibi bis auf die Sekunde nachweisen konnte, wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit eingesteckt.

Die irdischen Überreste des Ermordeten wurden der ewigen Ruhestätte zugeführt. Auch ich zählte zu denjenigen, welche dem Toten die letzte Ehre erwiesen. Am Grab traf ich mit den Hinterbliebenen zusammen. Fernande, die achtzehnjährige Tochter, eine schlanke, anziehende Erscheinung, stand in Schmerz aufgelöst neben einer älteren

Verwandten. Die Mutter war während der Rede des Predigers ohnmächtig geworden. Man hatte sie in den Wagen zurückgeführt. Das junge Mädchen sah sehr bleich und niedergeschlagen aus. Ich kannte sie von früher und gab ihr jetzt in einigen tröstenden Worten meine Teilnahme zu erkennen.

»Ja! Es ist zu entsetzlich!«, sagte sie unter Schluchzen und Händeringen. »Der Vater war so herzensgut und brav. Auf solche Weise zu enden – es ist mir wie ein dumpfer grauenvoller Traum. Ich darf nicht daran denken! – und ich fürchte auch, die Mutter kommt nicht darüber hinaus. Ich will gern arbeiten Tag und Nacht, um es ihr an nichts fehlen zu lassen. Trotz alledem fürchte ich wird der Mangel nicht ausbleiben. Aber ach – wenn es nur das wäre!«

»Allerdings ist die Witwenpension nicht hoch, Fräulein Fernande! Und von Lebensversicherungen hielt der alte Herr nicht viel. Ich habe ihn oft sagen hören, die beste Weise sein Leben zu versichern, sei gut essen und trinken und etwas für die alten Tage beiseitelegen.«

»Ja!«, schluchzte sie, »und das schöne bare Geld, das der Vater die langen Jahre hindurch für uns gespart hat, musste die Ursache seines entsetzlichen Endes werden. Man hat doch nichts gefunden da oben, es muss also doch dem Raubmörder gelungen sein, mit dem Geld zu entkommen?«

Ich stutzte. »Wie denn, Fräulein Fernande! Auch Sie glauben, der Verewigte müsse in dem alten Archivzimmer eine Summe Geldes bewahrt haben, welche den Mörder angelockt hat? Ich hielt dies für ein bloßes Gerücht!«

»Nein!«, versetzte sie entschieden, »das Gerücht lässt sich auf die einfache Tatsache zurückführen, dass Papa alljähr-

lich 300 Taler zurückgelegt hat. Er war von jeher sparsam und einfach in seinen Bedürfnissen. Sein Gehalt betrug neunhundert Taler. Mit sechshundert ist unser Haushalt bestritten worden. Ich kenne meinen Vater genau. Er hatte eine Vorliebe für alles, was nur von fern einer Münze ähnlich sah. Dennoch haben ihm seine kleinen Sammlungen äußerst wenig gekostet. Er hat oft gesagt: ›Ich spare für Euch. Wenn ich einmal mit dem Tod abgehen sollte, habt Ihr ein Kapital, von dessen Zinsen ihr bequem existieren könnt. Das Geld liegt auf dem Rathaus. Es liegt da sicher!‹ – Es muss also meiner innersten Überzeugung nach ein Kapital von mindestens 7500 Talern im Archivzimmer verborgen sein, und zwar in Silbermünzen. Papiergeld mochte der Vater nicht leiden!«

»Fräulein Fernande! Es ist alles mit der größten Genauigkeit durchsucht worden. Ich habe gesehen, wie man sogar auf die Dielen gehämmert hat, um Gründe für die Vermutung zu gewinnen, dass ein Raubmord vorliege. Alle Nachforschungen erwiesen sich als fruchtlos. Nicht die kleinste Scheidemünze deutete darauf hin, dass Ihr Herr Vater im Archivzimmer Geld aufbewahrt haben könne.«

»Und dennoch ist dies der Fall!«, rief sie in entschiedenem Ton. »Die Zukunft wird einst die Wahrheit meiner Behauptung außer Zweifel stellen. Geben Sie Acht! – Sie entschuldigen mich gütigst? Ich muss nach meiner armen Mutter sehen!«

»Noch eins! Fräulein Fernande ! Sollte Ihr Herr Vater nicht irgendjemanden den Ort verraten haben, wo er den Schatz aufbewahrte? Wenn nicht Ihnen oder Ihrer Frau Mutter, so doch einem Freund, der ihm nahe stand! Vielleicht Herrn Lindemann, mit dem er intim war?«

»Auch das glaube ich nicht!«, gab sie in nachdenklichem Ton zurück. »Vater war in diesem Punkt äußerst verschlossen. Ehe er einem Freund das Geheimnis anvertraut, hätte er uns alles wissen lassen, was sein Herz bewegte. Nein – nein! Kein Mann kann sich rühmen, vom Vater über den Stand seiner Vermögensverhältnisse Aufklärung erhalten zu haben. Wenn ich Ihnen meine Vermutung mitteilen darf ...«

»Ich bitte darum, Fräulein Fernande!«

»Ich bin nämlich der Ansicht, es ist irgendjemand dazu gekommen, als Papa sein Geld zählte oder neue Münzen zu den vorhandenen legte. Dieser Mann ist der Mörder gewesen. Seinen Namen und Stand weiß Gott allein!«

»Haben Sie all dieses dem Staatsanwalt mitgeteilt, Fräulein Fernande?«

»Gewiss habe ich das!«, nickte sie. »Infolge meiner Mitteilungen ist ja da oben bei Ihnen auch alles zu oberst und unterst gekehrt worden. Man hat allerdings nichts gefunden, wie auch Sie sehr richtig bemerken, aber wie war denn das auch möglich? Bedenken Sie doch unsere Polizisten?«

Sie machte eine verächtliche Bewegung mit den Lippen, und wie die Sache lag, konnte ich ihr nicht ganz Unrecht geben. Hatte denn niemand die einfache Tatsache begriffen, dass 7500 Taler in Ein- und Zweitaler-, Gulden-, Acht- und Viergroschenstücken nicht so leicht zu transportieren sind, wie ein Säckchen Reis oder ein Kästchen mit Ornamenten? Durfte man nicht voraussetzen, dass der Mörder erst einen Teil des Schatzes mitgenommen und wiederkommen würde, um auch das übrige Geld zu holen?

Aber wo lagen die Ersparnisse des alten wunderlichen Herrn? Unter den Dielen? Man hatte dieselben beinahe

noch genauer untersucht, als Schränke, Schubladen und Repositorien. Man stand vor einem Rätsel, dessen Lösung unmöglich schien.

Ich hatte meinen Entschluss gefasst. Verhielt sich die Sache tatsächlich so, wie Fernande es mir erzählt hatte, so war tausend gegen eins zu wetten, dass der Raubmörder wiederkehren würde. Darauf baute ich meinen Plan.

Die Kammer, welche zur Kastellanwohnung gehörte, hatte ein Fenster, welches auf den Flur hinaus ging, den wir passieren mussten, um die Treppe hinauf zu unseren Büros zu gelangen. Der Dieb konnte von verschiedenen Seiten aus in diese Räume gelangen. Das Rathaus hatte drei Eingänge. Eins der Portale führte auf die Ratswaagegasse hinaus. Trat der Dieb durch dieses ein, so musste er zuerst den Hof passieren und dann den Flur, auf welchen das Kammerfenster der Kastellanwohnung führte. Das zweite diesem entgegengesetzte Portal lief auf die Marktstraße hinaus und war dasjenige, durch welches die Beamten einzutreten pflegten. Einen dieser beiden Wege musste der Mörder nehmen, falls ihn sein Unstern noch einmal zurückführen sollte. Dass er den dritten Weg vom Marktplatz aus durch das Hauptportal nehmen sollte, war nicht anzunehmen. Er hätte in diesem Fall durch den Sitzungssaal schreiten müssen, aus welchem man sein Opfer erst kürzlich entfernt hatte. Zu diesem Saal führte überdies eine schwere eisenbeschlagene Tür, zu welcher zwei Schlüssel gehörten, die sich in den Händen des Kastellans befanden. Das Schloss war ein überaus künstlerisches, und einem mit dem Mechanismus nicht Vertrauten wäre es schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, die Öffnung zu bewirken, abgesehen davon, dass das durch dringende Knarren zu des Kastel-

lans Ohren gedrungen wäre.

Ich beantragte unter irgendeinem Vorwand einen zehntägigen Urlaub. Nur den Kastellan weihte ich in meinen Plan ein und gern erhielt ich von ihm die Erlaubnis, die Nächte an seinem Kammerfenster zubringen zu dürfen. Es war eine schwere Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Ich musste die Nächte hindurch wachen und jede Minute auf dem Posten sein, und glückte es mir, den Raubmörder zu entdecken, musste ich immerhin auf einen Kampf gefasst sein. Eine so verzweifelte Natur war jedenfalls nicht unbewaffnet.

So saß ich denn Nacht für Nacht in der dunklen kalten Kammer und starrte auf den finsternen Hausflur hinaus. Ich hörte das Ticken der Uhr im Nebenzimmer, in welchem der Kastellan schlief. Ich vernahm die leisen Atemzüge des Schlummernden, das Fallen eines Rußstückchens in der angrenzenden Küche, den dumpfen Ruf des Wächters von der Straße her. Ich schauderte oft zusammen, wenn er mit eintöniger Stimme die Stunden ansagte. Alle meine Nerven waren ja angespannt. Eine unbestimmte Ahnung sagte mir, dass der Raubmörder noch einmal wieder kehren werde. Wenn der geheimnisvolle Schatz ihn nicht lockte, war es jedenfalls die unerklärliche rätselhafte Macht, welche den Verbrecher immer wieder an den Ort seiner Schandtat zurückkehren lässt. Ist es doch, als müsse er jenem krankhaften Seelenzustand, welchen das böse Gewissen erzeugt, durch eine recht lebhaftere Vergegenwärtigung des entsetzlichen Augenblicks ein Gegengewicht verschaffen!

Meine Ahnung sollte mich nicht getäuscht haben.

Vier entsetzlich lange Nächte hatte ich bereits durchwacht. Langsam, unerbittlich langsam waren die Viertels-

tunden an mir vorübergeglitten. Ich hatte während des Tages geruht, doch hatte die fieberhafte Erregtheit meiner Nerven keinen erquickenden Schlummer aufkommen lassen. In meinen wilden Träumen hatte ich bald diesen bald jenen meiner Freunde oder Bekannten gesehen, mit Dolch oder Pistole bewaffnet und mit den entsetzlichen Waffen auf das Herz des alten wehrlosen Mannes zielend. Alle Augenblicke war ich aus diesem unruhigen Schlummer aufgefahren und hatte dann mit qualvoller Ungeduld die Stunde herbeigesehnt, in der ich wieder auf meinen Posten ziehen konnte. Wer weiß, ob ich das Unternehmen glücklich zu Ende geführt hätte, wäre die Zeitdauer, welche ich mir gestellt hatte, nicht abgekürzt worden.

Es war in der fünften Nacht. Ein Uhr war vorüber. Der Wächter hatte es vor wenigen Minuten mit lang gezogenem Pfiff verkündet. Die tiefste Stille herrschte. Ich dachte gerade, wie viele Nächte ich in dieser dumpfen, verzehrenden, abspannenden Einsamkeit würde noch zubringen müssen, ehe ein Erfolg meine Ausdauer krönte und ob denn dies überhaupt noch der Fall sein werde? Horch! Da schlägt ein leises Knarren der Hoftür an mein Ohr. Die Tür öffnet sich langsam. Eine lange, dürre in einem Schlafrock schlotternde Gestalt tritt in den Hausflur. Die Tür wird vorsichtig wieder zugemacht und der Ankömmling schreitet leise die Treppe hinauf. Ich höre, wie er oben die Tür zu den Bürolokalen mit einem Nachschlüssel öffnet und hinter sich wieder verschließt. Kein Zweifel! Es gilt dem verborgenen Schatz. Der Raubmörder hat sich in seiner eigenen Schlinge gefangen.

Trotz der auf dem Hausflur herrschenden Dunkelheit erkannte ich in der dürren Gestalt den einzigen Freund des

Ermordeten, Matthias Lindemann!

Das eisige Gefühl, welches mich durchschauerte, vermag keine Feder zu schildern. Lindemann, der Freund und Vertraute des Verewigten, der noch jetzt in den freundschaftlichsten Beziehungen zu der unglücklichen Familie stand, wie auch seine Frau und Tochter in harmlos gemüthlicher Weise mit der Registratorwitwe und Fernande verkehrten, ein Raubmörder? Der Schreck und, ich kann wohl sagen, eine unerklärliche Angst hielten mich eine volle Minute lang auf meinem Platz gebannt. Dann kehrte die ruhige Überlegung zurück. Ich kämpfte das dumpfe Gefühl einer gewissen Unentschlossenheit nieder. Ich flüsterte mir zu: ›Wer weiß, was er will? Vielleicht sucht er den Schatz, um ihn der unglücklichen Familie wieder zuzustellen?‹ Leider hielten diese vom Zaun gebrochenen Beschwichtigungen vor meiner klareren Einsicht nicht lange Stand, und dass gehandelt werden müsse, begriff ich nur zu deutlich.

Ich trat in das Nebenzimmer, in welchem der Kastellan schlief. »Stehen Sie auf, Alter!«, rief ich, ihn rüttelnd. »Wir haben ihn!«

Der Schläfer fuhr mit einem jähen Aufschrei empor und dann zitternd in die Kleider. Er war wohl aus einem dumpfen Traum aufgeschreckt worden. »Haben Sie ihn erkannt?«, stammelte er; »nicht wahr, er war's, der Einbrecher Finke, der bereits zum dritten Mal aus dem Zuchthaus entsprungen ist und der steckbrieflich verfolgt wird? Wollen wir nicht den Polizeisergeanten Krämer wecken?«

»Nicht doch, kommen Sie nur!«, mahnte ich.

»Es ist ein Preis von 200 Talern auf die Entdeckung des Mörders gesetzt worden«, fuhr er fort. »Wir teilen doch?«

»Sie können alles erhalten! Ich bin mit dem Ruhm zufried-

den!«, gab ich zur Antwort. »Nehmen Sie die Schlüssel. Der Dieb ist durch die Bürolokale gegangen und hat sich eingeschlossen. Wir müssen durch den Sitzungssaal gehen!«

Der Alte stand vor mir, in seinen dicken Schafpelz gehüllt. Das Schlüsselbund klapperte in seiner Hand. »Soll ich eine Laterne nehmen?«, fragte er. An dem Ton seiner Stimme vernahm ich, wie ihm die Zähne klapperten.

»Nicht doch«, sagte ich. »Der Mond leuchtet hinlänglich hell!«

Wir schritten die breite Ratstreppe hinauf. Ich voran, der Alte in respektvoller Entfernung. Bald standen wir vor der schweren Eichentür. Der Kastellan rasselte mit dem Schlüsselbund.

»Suchen Sie jedes Geräusch zu vermeiden«, mahnte ich, »öffnen Sie so leise wie möglich.«

Der Schlüssel im Oberschloss steckte. Er drehte sich langsam. Das Aufschnappen des Schlosses klang wie das Knacken eines Pistolenhahns durch die Finsternis. Auch das Unterschloss war geöffnet. Wir hoben behutsam die Tür in den Angeln und vermieden dadurch das geräuschvolle Knarren derselben. »Bleiben Sie hier«, befahl ich dem Alten, »sobald ich rufe, kommen Sie!«

Er fasste an der Tür Posten und ich trat in den großen und von da in den kleinen Sitzungssaal. Die Tür zum Archivzimmer war nur angelehnt. Ich stieß sie leise auf und konnte nun mehr das geheimnisvolle Kabinett übersehen. Der Mond ließ sein fahles Licht über die alten vergilbten Aktenstücke gleiten, über den wurmstichigen Lehnstuhl und den Tinten bekleckten Tisch. Blasse Lichtringe fielen auf den grauen Fußboden. Das alte Richtschwert neben der Tür klirrte leise - unheimlich. Ich wandte den Blick zum Fens-

ter. Was war das? ... Waren die alten Ritterzeiten zurückgekehrt oder ängstigte mich ein Phantom? Das rechts vom Fenster befindliche Repositorium, welches die Aktenstücke und Dokumente des vorigen Jahrhunderts enthielt, war abgerückt von der dunklen Tapetenwand hob sich die lebensgroße Figur eines geharnischten Ritters ab. Der Mond schien in diesem Augenblick hell auf das martialische lebensprühende Antlitz. Das Schwert, auf welches er sich stützte, schien Funken zu sprühen. Es war mir, als müsse der alte Recke jeden Augenblick aus seiner finsternen Ecke hervor- und auf mich zutreten, um mich zu fragen, was ich hier wolle. Ein unnennbares Grauen erfasste mich, das sich zum Entsetzen steigerte, als ich wahr zunehmen glaubte, wie die Figur langsam von der rechten zur linken Seite rückte.

Es war nur ein Bild. Ich sah es wohl. Doch machte mich der Anblick nun deshalb stutzig, weil ich es nie vorher gesehen, überhaupt von seiner Existenz keine Ahnung hatte. Erst als das Klirren silberner Münzen an mein Ohr schlug und ich in dem Raum, welchen soeben noch das Bild eingenommen, die dürre Gestalt Lindemanns, den Rücken mir zugewandt, erblickte, kam mir der Gedanke an den eigentlichen Zweck meines Hierseins wieder, und damit war auch zugleich jede Spur von Grauen und Unentschlossenheit verschwunden.

Ich schlich leise näher und sah nun den Eindringling vor einem in die Wand gemauerten Schrank stehen. Mein Auge fällt auf ganze Reihen funkelnder Silbersäulen. Ein- und Zweitalerstücke, Gulden, Acht-, Vier- und Zweigroschenstücke, Groschen- und Sechser-Pyramiden waren vertreten, und die Hand des ehrensamen Schuhfabrikanten, Stadtver-

ordneten und Familienvaters wühlte in den Münzen mit gieriger Hast. Der Beutel, welchen er in der Linken trug, war bereits zur Hälfte gefüllt. Hatte der Verbrecher die Absicht, den Schatz in seinem ganzen Umfang zu heben, so war sein heutiger Besuch noch nicht der letzte.

Ich aber wollte, dass es der Letzte sein sollte und so trat ich rasch an ihn heran und ließ meine Rechte schwer auf seine Schulter fallen. Wie vom Blitz getroffen, drehte er sich um und wandte mir sein schreckensbleiches, von Angst und Entsetzen verzerrtes Antlitz zu. Der Schrei erstarb auf seinen Lippen. Die Knie schlotterten unter ihm. Der Beutel mit dem Geld entfiel seiner Hand.

»Was machen Sie hier?«, fragte ich so ruhig, als es mir unter den obwaltenden Umständen möglich war.

Ein kaum verständliches Wort, das wie *Gnade* klang, entrang sich zitternd seinen Lippen. Dann stürzte er auf die Knie.

»Mörder! Raubmörder!«, rief ich, unfähig, meine Aufregung länger zu bemeistern. »Gestehen Sie – Sie sind der Mörder Ihres alten Freundes, des Registrators Sturm!«

Ein schwaches Stöhnen war die einzige Antwort. Der Unglückliche lag regungslos am Boden. Das Antlitz war erdfahl, die Glieder starr und steif. Von erneutem Entsetzen erfasst, rief ich den Kastellan. Doch war hier nichts mehr zu tun. Der Verbrecher war gerichtet. Der fürchterliche Schreck hatte ihn getötet. Wir hatten eine Leiche vor uns.

Ich machte noch in derselben Nacht bei meinem Vorgesetzten die Anzeige. Niemand von den Beamten des Rathauses hatte von der Existenz des geheimen Wandschranks die leiseste Ahnung gehabt. Das Bild passte genau als Vorsatzstück in das Gefüge und wurde wiederum durch

eine Tapetentür dem Auge des Beobachters entzogen. Diese Tapetentür schloss sich glatt in die Wand ein und war nur durch den Druck auf eine verborgene Feder zu öffnen. Sie war so kunstvoll angebracht, unterschied sich so wenig von der angrenzenden Tapetenwand, in welche sie genau hineinpasste, dass niemand auch nur im Entferntesten auf den Gedanken kommen konnte, hier sei die Pforte zu der Geheimnis vollen, viel gesuchten Schatzkammer des alten Registrators.

Schon am folgenden Tag wurde in der Lindemann'schen Wohnung Haussuchung gehalten. Da fand man denn eine Anzahl Silbermünzen, welche mit denen im Wandschrank vollkommene Ähnlichkeit hatten. Die seltsame Marotte des alten Herrn, Taler- und Guldenstücke aus aller Herren Länder zusammenzuscharren, lieferte in ihren Folgen einen wesentlichen Beweis für die Schuld des Heuchlers. Hier wie im Wandschrank fand man Preußische, Sächsische, Braunschweigische, Frankfurter Taler und hunderterlei kleinere Münzsorten. Das wichtigste Belastungsmoment bildete jedoch ein blutbefleckter Beutel mit dem schwarz darauf gedruckten Namen E. Sturm, den man in einem Haufen schmutziger Wäsche versteckt fand.

Drei solcher Beutel – wunderlicherweise mit Kupfermünzen gefüllt – befanden sich auf der untersten Stufe des Wandschranks. Ein Haufen leerer Säckchen lag daneben.

Der weltlichen Gerechtigkeit blieb nichts zu sühnen. Der Himmel hatte den Frevler gerichtet.

Fall 5

Von Verbrechen zu Verbrechen

Jakob Levi in B. war in wenigen Jahren reich geworden. Früher war es ihm weniger gut ergangen. Als kleiner Börsenjobber hatte er Jahre lang vergebens an der Börse sein Glück versucht, mehrere Mal seine Zahlungen eingestellt, war wiederholt auf Monate, selbst einmal für ein Jahr vom Besuch der Börse ausgeschlossen gewesen, hatte mit unvertilgbarer Zähigkeit stets wieder von vorn angefangen.

Er war ein Mann, der weder Rücksichten noch Bedenken kannte und nur ein einziges Ziel verfolgte, das: reich zu werden. Plötzlich lächelte ihm auch bei seinen Spekulationen das Glück; er wagte immer mehr und fand immer mehr Gewinn.

Einige schüttelten bedenklich den Kopf, weil sie nicht begriffen, weshalb Levis Spekulationen mit einem Mal so klug und vorsichtig berechnet waren; andere hielten ihn für einen sehr schlaunen Kopf und selbst manche seiner Gegner teilten diese Ansicht. Es gab nun sogar manche, welche sich um seine Freundschaft bewarben, weil sie von seiner Klugheit mit profitieren hofften. Wurde er früher, als es ihm schlecht ging, von allen zurückgestoßen, so stieß er jetzt die anderen zurück und hatte durchaus nicht Lust, seine Pläne mitzuteilen.

Die Quelle, aus welcher seine Klugheit und sein Glück geflossen waren, wurde bald entdeckt. Es kam an den Tag, dass er einen Telegrafbeamten bestochen habe und durch denselben täglich eine Abschrift der Telegramme erhielt, welche ein großes Bankhaus sich für bedeutende Kosten von den Hauptplätzen der Börse und des Handels schi-

cken ließ. Für wenige Taler hatte er dieselben Nachrichten erhalten, für welche der große Bankier jährlich viele Tausende ausgab, ja besonders wichtige Nachrichten stellte ihm der gewissenlose Telegrafbeamte oft noch früher zu, als sie der Bankier selbst empfing.

Der Telegrafist wurde bestraft, Levi musste auch für einige Monate wegen Bestechung eines Beamten ins Gefängnis wandern. Als er aus demselben wieder entlassen wurde, lachte er im Stillen in sich hinein, denn wie gering war diese Strafe gegen den Gewinn, den er daraus gezogen? Dass auf seiner Ehre ein noch größerer Makel haftete als früher, berührte ihn wenig, da er die Ehre nur für Einbildung hielt.

Er war ein reicher Mann geworden, das wog für ihn tausendmal schwerer.

Er war klug genug, nun ihm die Telegramme des Bankhauses fehlten, an der Börse nicht mehr zu spekulieren, um nicht das wieder zu verlieren, was er gewonnen hatte. Er konnte sehr gut von den Zinsen seines Vermögens leben und für einen Mann, dessen Gewissen sehr dehnbar ist, bietet das Leben noch immer Gelegenheit genug, um Geld mit Geld zu verdienen.

Levi kaufte sich ein großes Grundstück, schaffte sich eine Kutsche an und hielt sich sogar ein Reitpferd. Zwar lachten alle über ihn, welche ihn reiten sahen, denn seine Haltung war durchaus keine elegante und sein Gesicht verriet deutlich, dass er jedes Mal solange in Furcht und Besorgnis schwebte, als er ritt. Allein er ritt doch und die meisten, welche über ihn lachten, mussten zu Fuß gehen. Dieser Gedanke war auch ein Genuss für ihn.

Das Glück war ihm auch jetzt noch gewogen, denn das von ihm für einen verhältnismäßig geringen Preis erworbe-

ne große Grundstück gewann durch die Verlegung einer Straße dorthin bedeutend an Wert. Der größere Teil des Grundstücks ließ sich sehr gut als Bauplätze verwerten und diese waren gerade in jener Gegend sehr gesucht.

Verschiedene Anträge wurden Levi deshalb gemacht; er zögerte die Bauplätze zu verkaufen, obschon er nicht hoffen konnte, einen höheren Wert dafür zu bekommen.

Auf diesem Teil seines Grundstücks stand ein zwar großes, aber altes Gebäude, welches von mehreren ärmeren Familien bewohnt war. Der Wert dieses baufälligen Gebäudes war ein geringer, denn sobald der Platz verkauft wurde, musste es abgerissen werden und das Material konnte kaum die Kosten des Abreißens decken.

Während einer Nacht brach in diesem Gebäude Feuer aus und obwohl die Feuerwehr sofort zur Stelle war, vermochte sie das Haus doch nicht zu retten, da die Flammen mit außerordentlicher Schnelligkeit um sich griffen. Ich wohnte nicht fern von Levis Grundstück, und als das Feuer ausbrach, eilte ich zur Brandstätte, weil in unmittelbarer Nähe derselben ein Freund von mir wohnte, um den ich besorgt war. An der Brandstätte angelangt überzeugte ich mich, dass für das Haus meines Freundes keine Gefahr vorhanden sei, dennoch blieb ich als Zuschauer dort, meine Stellung zugleich benutzend, um dazu beizutragen, die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Ich kannte das alte Gebäude. Wenn es nicht bewohnt gewesen wäre, würde es kaum der Anstrengungen der Feuerwehr, um es zu retten, gelohnt haben. Die Bewohner waren durch das Feuer aus dem Schlaf aufgeschreckt und mit der Rettung ihrer geringen Habseligkeiten beschäftigt, während das Haus bereits in vollen Flammen stand. Ihre ge-

fahrvollen Bemühungen waren um so begreiflicher, da sicherlich keiner von ihnen daran gedacht hatte, die geringe Habe zu versichern.

Mir fiel das außerordentlich schnelle Umsichgreifen des Feuers auf, es konnten in den Kellerräumen des alten Gebäudes Brennstoffe vorhanden sein, von denen ich nichts wusste. Ich dachte auch nicht weiter darüber nach, da meine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewohner gerichtet war, welche bei dem Retten ihrer Sachen fortwährend in Gefahr schwebten. Vergebens suchte ich mehrere zurückzuhalten, aufs Neue in das brennende und dem Zusammenbrechen nahe Haus zu eilen, sie jammerten so laut um den Verlust ihrer Habseligkeiten und waren in solcher Angst und Verzweiflung, dass meine Vorstellungen nichts nützten.

Was ich gefürchtet, geschah. Einer alten Frau wurde durch das Einstürzen einer Wand der Rückweg aus dem Haus abgeschnitten; aus dem Fenster rief sie laut die Hände ringend um Hilfe. Unerschrocken begab sich die Feuerwehr an das schwierige und fast unmöglich scheinende Werk ihrer Rettung, denn aus allen Fenstern schlugen die Flammen heraus. Ein Teil des Hauses war bereits zusammengebrochen und der noch stehende Teil konnte sich nur noch kurze Zeit halten.

Eine lange Leiter wurde angelegt, ein Feuerwehrmann stieg zum Fenster empor und durch dasselbe in das Zimmer, in welchem sich die Alte befand. Flammen und Rauchwolken entzogen ihn Sekunden lang den Blicken und mit banger Spannung sah jeder dem Ausgang des gefährlichen Unternehmens entgegen. Schon hatte er die Alte, welche ohnmächtig niedergesunken war, erfasst und erschien, sie im Arm haltend, wieder am Fenster, da brach

die Decke des Zimmers zusammen, stürzte mit lautem Krachen ab und begrub die beiden Unglücklichen unter ihren Trümmern.

Einige Sekunden lang herrschte ringsum das Schweigen des Schreckens. Rettung war unmöglich. Die Feuerwehr erhielt den Befehl, sich aus der Nähe des Hauses zurückzuziehen, denn jeden Augenblick konnten die Mauern vollends zusammenstürzen und noch mehr Opfer fordern. Wenige Minuten später stürzten sie auch tatsächlich ein.

Ich war Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen und dadurch tief erschüttert. Unwillkürlich wandte ich mich ab, denn das grausige Bild stand noch immer deutlich vor meinen Augen. Da trat ein mir persönlich bekannter Feuerwehrmann namens Ebers an mich heran. Es war ein Mann, dessen Haar sich bereits färbte und der seit langen Jahren in dem gefährvollen Dienst tätig war.

»Herr Kommissar«, sprach er halb leise, »hier ist nicht alles mit rechten Dingen zugegangen.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich, da ich tatsächlich den Sinn seiner Worte nicht verstand.

Er zog mich etwas zur Seite.

»Ist Ihnen nicht die Schnelligkeit, mit der das Feuer um sich griff, aufgefallen?«, fuhr er fort.

»Allerdings. Das Haus war alt und baufällig, die Decken brachen bald zusammen und machten dadurch den Flammen Luft«, gab ich zur Antwort.

Ebers schüttelte zweifelnd mit dem Kopf.

»Das war nicht allein der Grund«, bemerkte er. »Ich bin bei vielen, vielen Bränden zugegen und tätig gewesen, ich habe Erfahrung in solchen Dingen.«

Er hielt inne, als trage er Bedenken, Alles zu sagen.

»Sprechen Sie sich deutlich und unbefangen aus«, warf ich ein. »Sie sind ziemlich von Anfang an zugegen gewesen?«

Der Mann nickte zustimmend.

»Unsere Abteilung erschien hier zuerst«, sprach er. »Die Flammen schlugen bereits aus den Kellerfenstern, nicht an einer Stelle, sondern an mehreren zugleich und die Fenster standen offen.«

»Die Hitze wird die Scheiben zersprengt haben«, bemerkte ich.

»Nein«, entgegnete er, »die Fensterflügel waren geöffnet, das fiel mir auf und ich machte meinen Nebenmann darauf aufmerksam. Wir eilten hinter das Haus, dort sah ich, dass ein Loch in die Mauer gebrochen war, ich glaube, es war mit Absicht geschehen, um durch das Zutreten der Luft das Feuer zu fördern.«

Erst jetzt verstand ich ihn.

»Sie meinen das Feuer sei gelegt?«, fragte ich.

»Ja, dies ist meine Überzeugung«, gab er zur Antwort. »Die Flammen, welche aus den Kellerfenstern drangen, verbreiteten einen auffallenden Qualm und Geruch, und als wir in das Haus eintraten, roch es dort stark nach Petroleum. Dies konnte nicht zufällig sein. Die Leute, welche in diesem Hause wohnten, haben sicherlich keine Petroleumvorräte im Keller.«

Darin hatte er vollkommen recht. Diese Mitteilung interessierte mich natürlich im höchsten Grad, denn sie berührte meinen Beruf. Er wollte sich entfernen, ich hielt ihn noch zurück.

»Bleiben Sie«, sprach ich.

»Ich darf nicht, das Zeichen zum Sammeln ist gegeben«,

erwiderte er.

»Ich übernehme jede Verantwortung für Sie«, warf ich ein.

Er blieb.

»Sind Sie nicht in den Keller eingedrungen?«, fragte ich.

»Nein. Wir versuchten es an mehreren Stellen, die Flammen trieben uns stets zurück; sie griffen überhaupt mit einer solchen Schnelligkeit um sich, wie ich es nie erlebt habe. Sie hatten bereits die Parterreräume erfasst, ehe wir dies für möglich hielten.«

»Vielleicht war auch dort durch Petroleum dem Feuer Nahrung gegeben«, vermutete ich.

»Das weiß ich nicht, es ist möglich.«

»Ist Ihnen sonst noch irgendetwas Verdächtiges aufgefallen?«

»Nein.«

»Auch bei keinem der Hausbewohner?«

»Nein. Die Leute waren alle bestürzt, denn das Feuer hatte sie im Schlaf überrascht und die Flammen schlugen bereits überall hervor, ehe sie noch ein Stück gerettet hatten.«

»In den Räumen des Hauses sind Sie nicht gewesen?«

»Nein, ich war an der Spritze beschäftigt. Wir haben vergebens mit allen Kräften gearbeitet, um des Feuers Herr zu werden. Es wohnten nur arme Leute in dem Haus und unser einer weiß, wie viel sie verlieren, wenn sie das wenige, was sie besitzen einbüßen.«

»Haben sich die Bewohner dieses Hauses nicht versichert?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht, glaube kaum.«

Ich brach vorläufig die Unterredung mit dem Mann ab, um nach keiner Seite hin Verdacht zu erregen, denn es lag

mir daran, noch ganz ungestört und unbefangen zu beobachten, da sich mir die Überzeugung aufgedrängt hatte, dass hier ein Verbrechen vorlag. Ich suchte namentlich die vom Feuer Betroffenen zu beobachten; sie waren, da sie nur wenig gerettet hatten, alle gleich betrübt und in ihren Mienen bemerkte ich keinen Zug der Verstellung.

Einen mir dem Namen nach bekannten Arbeiter, der zu den Abgebrannten gehörte, zog ich zur Seite.

»Haben Sie keine Ahnung, wodurch das Feuer entstanden ist?«, fragte ich ihn.

»Nein«, entgegnete er. »Ich bin erst durch Rufen von außen und durch den hellen Feuerschein aufgeweckt worden; da dachte ich nur daran, zuerst meine Kinder und meine Frau, die krank ist, in Sicherheit zu bringen, von meinen Sachen habe ich fast nichts gerettet!«

»Das Feuer ist im Keller ausgebrochen?«, fuhr ich fort.

»Ja«, erwiderte er.

»Befand sich viel Feuerungsmaterial in den Kellern?«

»Nein, unser einer hat kein Geld zu großen Einkäufen.«

»Wie war es möglich, dass das Feuer im Keller sich so schnell verbreitete und mit solcher Heftigkeit ausbrach?«

»Das ist auch mir ein Rätsel, ich begreife es nicht, Herr Kommissar! Ich befürchte, das Unglück ist durch eine schlechte Hand hervorgerufen!«

»Das ist auch meine Überzeugung, wer könnte dies getan haben?«, bemerkte ich.

Der Mann sann einen Augenblick lang nach.

»Ich weiß es nicht. Es könnte nur jemand in der Absicht getan haben, uns ins Unglück zu stürzen und ich kenne niemand, der uns so feindlich gesinnt und zu solcher Tat imstande wäre!«

Ich mischte mich wieder unter die Menschen, welche noch immer die Brandstätte umstanden.

»Am meisten wird mein Herr erschrecken, wenn er das Unglück erfährt«, hörte ich eine Stimme hinter mir sprechen.

Ich blickte mich um und bemerkte Levis Diener. Erst jetzt fiel es mir auf, dass ich Levi nicht gesehen hatte.

»Ist Ihr Herr verreist?«, fragte ich.

»Ja, wohl schon seit acht Tagen; gab der Diener zur Antwort. Ich bin soeben auf dem Telegrafenamte gewesen und habe ihm in einer Depesche das Unglück mitgeteilt. Nun wird er wohl sofort zurückkommen.«

»Wo befindet er sich jetzt?«

»In D.«, erwiderte der Diener. »Er wollte noch einige Wochen fortbleiben, denn ein solches Unglück konnte er nicht vermuten.«

Ich begab mich in meine Wohnung zurück, da ich ermüdet war. Trotzdem floh mich der Schlaf, denn eines teils wick das grausige Bild der Verunglückten nicht von mir, dann beschäftigte mich unablässig der Gedanke, wer das Feuer angelegt haben könne. Die verschiedensten Vermutungen tauchten in mir auf und doch vermochte ich keine einzige zu begründen.

Verschiedene Geschäfte nahmen mich am folgenden Morgen in Anspruch. Auf der Straße begegnete mir ein Bekannter und unwillkürlich kam das Gespräch auf das Feuer.

»Levi hat ein unverwüstliches Glück«, sprach mein Bekannter. »Während er verreist ist, brennt die alte Baracke ab, die noch immer in der Brandkasse mit zwölftausend Talern versichert ist, während ihm niemand fünfhundert dafür gegeben hätte.«

Unwillkürlich horchte ich auf.

»Wissen Sie das genau?«, fragte ich.

»Ganz genau! Mein Bruder ist an der Brandkasse angestellt, er teilte es mir soeben mit. Das Haus ist vor einer Reihe von Jahren abgeschätzt worden, seitdem hat sich niemand wieder darum gekümmert. Die Abschätzungskommission wird für dies Versehen oder Vergessen jedenfalls eine derbe Rüge erhalten. Allein Levi zieht den Nutzen davon. Hat sich noch nicht herausgestellt, wodurch das Feuer entstanden ist?«

»Nein«, entgegnete ich, ohne meine Überzeugung, dass es durch die Hand eines Verbrechers angelegt sei, zu verraten. Die Worte, dass Levi allein den Nutzen von dem Brand trage, fuhren mir durch den Kopf.

Dem Mann war vieles zuzutrauen, er war, als die Feuersbrunst stattfand, verreist gewesen.

Am Nachmittag begab ich mich wieder zur Brandstelle und traf Levi dort. Er trug noch eine kleine Reisetasche am Lederriemen über die Schulter und teilte mir sofort mit, dass er soeben von der Reise zurückgekehrt sei, als er die Depesche von dem Unglück erhalten habe.

Hatte er wirklich noch nicht Zeit gehabt, die kleine Tasche abzulegen, oder trug er sie mit Absicht?

Er klagte laut über das Unheil, welches ihn getroffen habe.

»Es war meine Absicht, das Haus auszubauen«, sprach er, »das ist nun alles vereitelt! Hätte ich doch das Grundstück nicht gekauft! Ich würde den Verlust ruhiger ertragen, wenn nur die armen Leute nicht alles verloren hätten! Sie tun mir leid!«

Er rief einen der Abgebrannten herbei und sagte ihm,

dass er ihm so viel in seinen Kräften stehe, den Verlust ersetzen werde.

»Sorgt nur erst für Euer Unterkommen«, fügte er hinzu, »dann wendet Euch an mich. Ihr habt Jahre lang bei mir gewohnt und Ihr sollt keine Not leiden!«

Diese Worte fielen mir auf, denn ein Gefühl des Mitleids hatte ich bei Levi, den ich genau kannte, niemals bemerkt. Wenn er dasselbe jetzt heuchelte, so tat er es jedenfalls nicht ohne Absicht, denn er war ein fein berechnender Kopf.

»Das Schlimmste ist, dass das Feuer auch zwei Menschenleben vernichtet hat«, bemerkte ich.

»Ich habe es gehört!«, fuhr er fort. »Es ist schrecklich, grausam! Ich begreife es übrigens nicht, da unsere Feuerwehr so vorzüglich ist.«

»Das Feuer griff mit einer außergewöhnlichen Schnelligkeit um sich.«

»Auch das ist mir unbegreiflich. Hat sich noch nicht herausgestellt, wodurch es entstanden ist?«, fragte Levi.

Er hatte die Augen etwas geschlossen, als wollte er jeden Gedanken in meinen Zügen lesen.

»Nein, noch nicht«, entgegnete ich.

»Jedenfalls trägt die Unvorsichtigkeit der Leute die Schuld«, ereiferte sich Levi. »Herr Kommissar, es liegt mir fern, irgendjemand zu beschuldigen, aber die Leute dieses Standes gehen mit Licht und Feuer mit einer Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit um, als ob noch nie ein Unglück dadurch entstanden wäre. Sie haben freilich wenig einzubüßen, der Verlust trifft meist andere und Unschuldige.«

»Wer wenig hat, verliert doppelt, wenn er auch dieses einbüßt«, versetzte ich.

»Freilich, Sie haben ganz recht«, fuhr Levi mit auffallender Geschwindigkeit fort, »ich werde die Leute auch unterstützen, soviel in meinen Kräften steht, allein man sollte ihnen doch schärfer bei der Handhabung des Lichts und Feuers auf die Finger sehen. Jetzt wird es unmöglich sein, nachzuweisen, wen das Versehen trifft.«

Ich zuckte halb zweifelnd und halb ausweichend mit der Schulter.

»Ich glaube fast, die Alte, welche ihr Leben eingebüßt hat, trifft die Schuld«, sprach Levi. »Ich habe wiederholt gesehen, dass sie mit dem Licht in den Keller ging. Es wäre eine schreckliche Vergeltung, wenn sie dafür so schwer vom Geschick gestraft worden wäre! Es wäre zu hart! Herr Kommissar, wenn ihre Schuld auch bewiesen wird, so werde ich ihr dieselbe doch nicht nachtragen, sondern ich werde sie anständig begraben lassen, auf meine Kosten, wenn ihr Leichnam aufgefunden ist!«

»Dies wird Ihrem Herzen Ehre machen«, entgegnete ich und entfernte mich bald, denn das Benehmen dieses Mannes widerte mich an, zugleich hatte es Verdacht gegen ihn in mir erregt.

Weshalb trug er mit einem Mal eine solche Weichherzigkeit zur Schau und spielte den Edlen? Ich hielt ihn einer edlen Tat überhaupt nicht für fähig und vermochte den Gedanken nicht zu verscheuchen, dass er selbst das Feuer angelegt habe.

Ich wandte mich zunächst an das Telegrafenamtsamt. Dasselbe bestätigte mir, dass während der Nacht eine Depesche an Levi nach D. ausgegeben worden sei.

Noch an demselben Abend fuhr ich nach D., wohin ich ohnehin wegen einer anderen Angelegenheit in den nächs-

ten Tagen hätte reisen müssen. Auf dem dortigen Telegrafnbüro ließ ich mir die Empfangsbescheinigung zeigen, welche über die an Levi gerichtete Depesche ausgestellt war. Sie trug die Unterschrift Levis, allein die Züge waren nicht von seiner Hand. Er hatte in D. bei seinem Bruder gewohnt, dieser hatte die Quittung unterschrieben, weshalb nicht Levi selbst? Ich mochte bei seinem Bruder darüber nicht nachforschen, damit er durch diesen nicht von dem gegen ihn entstandenen Verdacht benachrichtigt werde. Einem dortigen Polizeibeamten trug ich auf, mit größter Sorgfalt und ganz im Geheimen nachzuforschen, wenn Levi D. wieder verlassen habe.

Am folgenden Tag kehrte ich nach B. zurück und meine Tätigkeit wurde dort sofort durch ein neues Verbrechen in Anspruch genommen.

In einem Haus der Vorstadt wohnte eine alte vermögende Frau; diese war am Abend meiner Abreise nach D. in ihrem Bett ermordet aufgefunden worden. Die Tat musste schon während der vorher gehenden Nacht vollbracht sein, denn der Mörder hatte beim Erbrechen und Durchsuchen ihres Sekretärs ein Licht benützt. Der Tatbestand war sehr sorgfältig zu Protokoll genommen worden; von dem Mörder hatte man noch nicht die geringste Spur entdeckt, mir wurde die Aufgabe gestellt, den Mörder zu entdecken.

Noch einmal untersuchte ich den Ort der Tat genau. Das Haus war abends um zehn Uhr verschlossen und am andern Morgen erst wieder geöffnet worden. Um zehn Uhr hatte die alte Frau jedoch noch gelebt, da sie mit dem Haus-

besitzer, nachdem er die Haustür verschlossen und verriegelt, noch einige Worte gesprochen hatte. Der Hof war ringsum von Gebäuden umgeben und es war nicht möglich, dass der Mörder während der Nacht in das Haus gedrungen war.

Zwei Möglichkeiten lagen nur vor. Entweder hatte der Mörder sich bereits am Abend in das Haus geschlichen oder das Verbrechen war im Zusammenhang mit irgendeinem der Hausbewohner ausgeführt. Das Letztere war für mich das Wahrscheinlichere, obschon mir jeder weitere Anhalt fehlte.

Da teilte mir der Nachtwächter mit, dass er gesehen, wie ein in dem Haus wohnendes Mädchen namens Auguste Klemm nach zwölf Uhr abends einen Mann mit dunklem Vollbart aus dem Haus entlassen und die Tür wieder hinter ihm verschlossen habe. Der Mann sei rasch die Straße hinab geeilt und habe sich wiederholt scheu umgesehen.

Die Genannte stand nicht in dem besten Ruf; sie lebte sehr gut, ohne dass jemand ihre Existenzmittel kannte. Ich beschloss deshalb, sofort eine Haussuchung bei ihr vorzunehmen.

Sie war erschreckt, als ich bei ihr eintrat und meinen Namen nannte. Auf meine Frage, wen sie in jener Nacht aus dem Haus gelassen habe, bestritt sie den Vorgang überhaupt. Durch das Leugnen noch mehr verdächtig, nahm ich nun ohne Umstände eine Haussuchung bei ihr vor. In ihrem Sekretär fand ich außer zwei Fünf-und-zwanzig-Taler-Banknoten mehrere Briefe von Levi. Aus denselben ging hervor, dass er mit ihr in einem Liebesverhältnis stand, denn in den Briefen kündigte er seinen Besuch an. Diese Entdeckung war mir sehr wertvoll.

In dem Kleiderschrank versteckt fand ich mehrere Herrenkleidungsstücke, außerdem einen künstlichen schwarzen Bart. Die Klemm behauptete, von den Gegenständen nichts zu wissen, ihre Unruhe verriet sie zu deutlich. Ohne weiter in sie zu dringen, verhaftete ich sie. Gegenstände, welche der Ermordeten gehörten, fand ich nicht bei ihr.

Auf der Polizei stellte ich ein eingehenderes Verhör mit ihr an. Auch jetzt leugnete sie noch hartnäckig; sobald ich ihr sagte, dass sie im Verdacht stehe, bei der Ermordung der alten Frau beteiligt zu sein, legte sie ein offenes Geständnis ab. Sie gestand, dass sie in jener Nacht einen Mann aus dem Haus gelassen habe, es sei Levi gewesen, mit dem sie schon seit längerer Zeit in vertrautem Verhältnis lebe und der sie auch unterhalte.

»Levi trägt keinen Bart«, warf ich ein.

»Er trug oft einen falschen Bart, wenn er zu mir kam, um nicht erkannt zu werden. Ihm gehören auch die Kleidungsstücke und der Bart, welche bei mir gefunden wurden.«

»Wann ist Levi an jenem Abend zu Ihnen gekommen?«, forschte ich weiter.

»Nach neun Uhr abends. Er kam direkt von D., wo er mehrere Tage gewesen war.«

»Und nach zwölf Uhr hat er Sie verlassen?«

»Ja!«

»Wohin wollte er sich begeben?«

»Zu seiner Wohnung«, gab sie unbefangen zur Antwort.

»Es war Nacht, weshalb machte er sich durch den Bart unkenntlich?«

»Er tat dies öfters.«

»Wissen Sie, dass in derselben Nacht ein Haus, welches Levi gehörte abgebrannt ist?«, forschte ich weiter.

»Ich habe es gehört.«

»Wann?«

»Am folgenden Tag.«

»Ist Levi seit der Nacht nicht wieder bei Ihnen gewesen?«

»Nein ...«

Ich stellte das Verhör vorläufig ein, ließ sie in Haft, um jede Verbindung zwischen ihr und Levi abubrechen. Der Spur des Mörders hatte ich nachgeforscht und die des Brandstifters entdeckt!

An Levis Schuld konnte ich nicht mehr zweifeln, trotzdem zögerte ich noch mit seiner Verhaftung. Er hatte noch keine Ahnung, dass ein Verdacht gegen ihn schwebte, es war also nicht zu befürchten, dass er sich durch Flucht entziehen werde. Es war mir lieber, wenn ich sogleich mit soviel Beweisen gegen ihn auftreten konnte, dass auch für einen Dritten seine Schuld nicht mehr zweifelhaft war.

Ich begab mich wieder zu der Brandstätte. Hier waren eine Anzahl Arbeiter der Feuerwehr beschäftigt gewesen, den Schutt fortzuräumen, um die Leichname der beiden Verunglückten hervorzuziehen. Es war ein schwieriges Werk und noch waren sie nicht zum Ziel gelangt.

Ebers, welcher die Arbeit leitete, kam mir bereits entgegen, als ich den Platz betrat, und gab mir einen Wink, mit ihm zur Seite zu treten.

»Meine Vermutung hat sich bestätigt«, sprach er. »Beim Forträumen des Schutts gelangten wir zu einer Stelle, an welcher die Decke des Kellers noch nicht eingestürzt war. Ich stieg hinab. Der Keller war durch das zeitige Zusammenstürzen des Hauses gerettet, das Feuer war dorthin noch nicht gelangt oder war rechtzeitig durch das Abschneiden der Luft erstickt. Petroleumgeruch erfüllte den

ganzen Raum, sodass ich anfangs Bedenken trug mit einer Laterne hinabzusteigen. Als ich es endlich tat, fand ich in dem Keller Hobelspäne und Holz mit Petroleum getränkt, außerdem zwei große Blechkannen, in denen Petroleum gewesen war und hier ... diesen Bart!«

Er zog einen schwarzen Bart aus der Tasche.

Nicht ohne Überraschung nahm ich denselben in Empfang. Er glich genau demjenigen, welchen ich bei der Klemm gefunden hatte. Der Brandstifter hatte denselben entweder in der Eile im Keller verloren, oder absichtlich dort gelassen, weil er sicher darauf rechnete, dass die Flammen ihn vernichten würden.

»Haben Sie den Bart bereits anderen gezeigt?«, fragte ich.

»Nur einem Kameraden, der mit mir in den Keller hinabstieg. Ich habe ihm vorläufig Schweigen auferlegt, weil ich glaubte, dies könne zur Entdeckung des Täters führen.«

»Das ist von Ihnen klug gehandelt«, bemerkte ich. »Wo sind die Blechkannen, in denen das Petroleum gewesen ist?«

»Sie befinden sich noch im Keller.«

Ohne Zögern stieg ich in den Raum hinab. Ich fand die leeren Blechkannen noch vollständig unverletzt, es stand die Firma des Kaufmanns darauf, von welchem das Petroleum gekauft war. Vorläufig ließ ich sie an dem Ort stehen und trug Ebers auf, streng darüber zu wachen. Dann stieg ich wieder empor.

Levi trat in diesem Augenblick aus der Hintertür seines Hauses; sobald er mich bemerkte, kam er mir entgegen. Er war auffallend freundlich, denn von der in dem Keller gemachten Entdeckung wusste er noch nichts. Auch ich zeigte mich durchaus ruhig und unbefangen.

»Ich habe noch immer den Schrecken über das Unglück nicht völlig überwunden«, sprach er. »Ich lebte in D. so ruhig und sorglos.«

»Wann erhielten Sie die Depesche, welche Ihnen die Nachricht brachte?«, fragte ich.

»Gegen Morgen, ich lag noch im tiefen Schlaf. Mein Bruder weckte mich, noch hatte ich keine Ahnung von dem Inhalt.«

»Nahmen Sie die Depesche selbst in Empfang?«

»Natürlich. Sie war ja an mich gerichtet, ich musste ohnehin auch den Empfang bescheinigen.«

»Taten Sie dies, ehe Sie die Depesche öffneten?«

»Ja. Ich mochte den Boten nicht warten lassen.«

»Wann fuhren Sie aus D. fort?«

»Mit dem zweiten Zug. Für den Frühzug war es bereits zu spät, und ich will auch gestehen, dass ich für den ersten Augenblick doch meine Fassung verlor. Ich konnte ja nicht wissen, welche Ausdehnung das Feuer nahm, auch mein Wohnhaus konnte gefährdet werden.«

»Bei der Vortrefflichkeit unserer Feuerwehr hatten Sie dies wohl nicht zu befürchten.«

»Sie haben recht, allein in der Ferne macht man sich doch Sorgen. Auch Sie würden dies getan haben, Herr Kommissar, auch Sie!«

»Haben Sie über die Entstehung des Feuers noch nichts entdeckt?«, fragte ich.

»Nichts. Das wird auch wohl für immer im Dunkel gehüllt bleiben. Ich vermute, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, dass eine Unvorsichtigkeit der Alten, welche ihr Leben eingebüßt hat, die Schuld trägt. Nun ich will es ihr vergeben.«

»Jedenfalls haben Sie keinen Schaden dadurch«, bemerkte ich.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Levi rasch.

»Das alte Gebäude stand sehr hoch in der Brandkasse.«

»Sie irren, nicht so hoch, wie sein Wert war. Sie wissen ja, dass die Abschätzungen nicht zu hoch greifen.«

»Es ist seit einer Reihe von Jahren nicht abgeschätzt; seit der Zeit ist es fast ganz in Verfall geraten und wertlos geworden.«

»Für mich war es durchaus nicht wertlos«, bemerkte Levi. »Ich wollte es neu ausbauen lassen, dies ist jetzt unmöglich!«

Er war noch immer völlig ruhig.

»Das Haus ist übrigens nicht durch Unvorsichtigkeit in Brand geraten«, sprach ich, »sondern es sind sichere Spuren aufgefunden, dass hier ein Verbrechen vorliegt.«

»Unmöglich!«, rief Levi. Das Blut war doch etwas aus seinen Wangen gewichen.

»Es ist, wie ich gesagt habe«, bemerkte ich.

Levi suchte sich zu fassen.

»Ich kann es nicht glauben«, fuhr er fort. »Wer sollte so schlecht sein und mir einen solchen Schaden bereiten! Ich habe keinen Feind, der das zu tun imstande wäre! Es kann nicht sein, Herr Kommissar!«

»Es sind sichere Beweise aufgefunden worden«, wiederholte ich. »Sogar die Blechkannen, in denen das Petroleum gewesen ist, durch welches dem Feuer eine so rasche Verbreitung gegeben ist!«

Levi zitterte leise.

»Ich kann es nicht glauben! Es ist unmöglich!«, wiederholte er.

»Herr Levi«, sprach ich, ihn scharf beobachtend. »Sie sind in derselben Nacht, in welcher dieses Haus abbrannte, hier gesehen worden!«

Er zuckte erschreckt zusammen, fasste sich wieder.

»Ich bin ja in D. gewesen!«, rief er verlegen lächelnd. »Kein Mensch kann an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.«

»Sie waren zu der Zeit nicht mehr in D.«, erwiderte ich ernst. »Sie langten schon am Abend zuvor hier an. Sie waren bei einem Mädchen namens Auguste Klemm und verließen kurz nach zwölf Uhr das Haus derselben. Wo sind Sie bis zum Mittag des anderen Tags gewesen?«

Levi gewährte ein klägliches Bild der Angst und des Schreckens; seine kleinen Augen fuhren unruhig umher, seine vollen Lippen entfärbten sich. Er schwieg.

»Weshalb hielten Sie sich einige falsche schwarze Bärte und haben sich durch einen solchen unkenntlich gemacht, als Sie die Klemm verließen?«, forschte ich weiter.

»Herr Kommissar«, sprach er. »Ich will es Ihnen gestehen, ich hatte mit dem Mädchen ein kleines Verhältnis, wir Männer sind ja alle nicht frei von solchen kleinen Sünden, meine Frau durfte nichts davon erfahren, deshalb trug ich den Bart, es sollte mich niemand erkennen. Ich bitte Sie dringend, darüber zu schweigen, mein ganzes häusliches Glück steht sonst auf dem Spiel!«

Hoffte er wirklich, mich in so plumper Weise zu täuschen?

»Es handelt sich um eine ganz andere Angelegenheit, als um Ihr häusliches Glück!«, entgegnete ich. »Nach zwölf Uhr nachts haben Sie die Wohnung der Klemm verlassen, wo sind Sie bis zum Nachmittag des folgenden Tages gewesen?«

Immer mehr wuchs Levis Angst.

»Herr Kommissar, kommen Sie, bei einer Flasche Wein will ich Ihnen alles erzählen«, gab er zur Antwort. »Ich habe einen vorzüglichen Wein in meinem Keller, Sie müssen ihn kosten!«

»Bitte, beantworten Sie meine Frage«, unterbrach ich ihn.

Levi wollte antworten, die Lippen versagten ihm den Dienst, die Angst schien ihm die Brust zusammenzuschnüren.

»Und wie ist der Bart, den Sie getragen, in den Keller dieses abgebrannten Hauses gekommen?«, fragte ich weiter.

»In den Keller?«, wiederholte er, während seine Angst wuchs. »Ich weiß nichts davon, ich beschwöre es, wie sollte ich dies auch wissen.«

»Sie werden sich schon erinnern, vorläufig verhaftete ich Sie.«

Levi fuhr zurück.

»Mich verhaften!«, rief er. »Weshalb? Was soll ich getan haben? Ich habe nichts getan, ich bin ein unschuldiger Mann. Ich lasse mich nicht verhaften, denn ich bin kein Verbrecher!«

»Sie sind ein Brandstifter«, entgegnete ich, fest auf ihn zutretend. »Und wenn Sie sich der Verhaftung widersetzen, so werde ich Sie mit Gewalt fortführen lassen!«

Levi zitterte und versuchte meine Hand zu erfassen.

»Ich gebe Ihnen tausend Taler, zweitausend Taler!«, stammelte er leise. »Sie können auf leichte Mühe reich werden, nur schweigen Sie. Ich habe es nicht getan, aber mein Name wäre befleckt, wenn ich verhaftet würde, kommen Sie mit in mein Haus, ich zahle Ihnen zweitausend Taler aus, in bar! Ich bin ein geschlagener Mann!«

Diese Frechheit erbitterte mich. Ich winkte Ebers heran und trug ihm auf, einen Polizeidiener herbeizuholen. Levi wollte entfliehen, ich erfasste seinen Arm und hielt ihn fest. Ein Polizeidiener erschien nach wenigen Minuten. Durch ihn ließ ich Levi zum Polizeibüro bringen.

»Er wird Sie zu bestechen versuchen, hören Sie nicht darauf!«, fügte ich hinzu und sandte der Sicherheit wegen noch einen Arbeiter der Feuerwehr mit.

Die aufgefundenen leeren Blechkannen ließ ich zur Polizei bringen. Durch den bezeichneten Kaufmann erfuhr ich, dass Levi in letzter Zeit viel Petroleum gekauft hatte. Er habe angegeben, der Preis desselben werde steigen und er wolle sich für den Winter damit versehen. Bei einer Haus-suchung in Levis Wohnung wurde kein Petroleum vorgefunden.

Es lagen so viel Beweise für Levis Schuld vor, dass an derselben nicht zu zweifeln war. Auch sein Bruder in D. wurde verhaftet, da er verdächtig war, um Levis Vorhaben gewusst zu haben. Es ließ sich dies nicht beweisen und er wurde wieder in Freiheit gesetzt. Levi hatte ihn verlassen und ihm aufgetragen, die Briefe und Depeschen, welche für ihn anlangten, ihm sofort in einem Kuvert nachzusenden. Auch der Klemm war nicht zu beweisen, dass sie um das Verbrechen gewusst habe.

Es wurde deshalb, als nach wenigen Wochen die Voruntersuchung beendet war, gegen Levi allein die Anklage der Brandstiftung erhoben. Er hatte in der Voruntersuchung hartnäckig geleugnet und für die erwiesenen Tatsachen die wunderbarsten Ausreden vorgebracht; dasselbe Verfahren wiederholte er auch vor den Geschworenen, welche über sein Verbrechen das Urteil zu sprechen hatten.

Es gelang ihm nicht, dieselben zu täuschen. Sie sprachen das*Schuldig* über ihn aus und der reiche Mann, der sich durch seine Habsucht zu einem so schweren Verbrechen hatte verleiten lassen, wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, da das Haus ein bewohntes gewesen und durch den Brand der Tod von zwei Menschen verursacht worden war.

Mit der Ermordung der alten Frau hatte weder er noch die Klemm etwas zu schaffen gehabt. Der Mörder wurde einige Zeit darauf entdeckt. Er war ein Verwandter der Frau, ein heruntergekommener Mensch, der sich am Abend in das Haus geschlichen und nach vollbrachter Tat am folgenden Morgen dasselbe unbemerkt wieder verlassen hatte. So war der eine Verbrecher die Veranlassung geworden, dass der andere entlarvt wurde.

Fall 6 Zwei Flüchtlinge

Die Polizei hatte zwei Verbrecher verhaftet, als diese gerade im Begriff gewesen waren, einen Laden auszuräumen. Es waren ein Russe namens Gurin und ein Deutscher namens Petermann, zwei gefährliche Gesellen, die nicht zum ersten Mal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren und auf welche die Polizei längst ein sehr wachsames Auge gehabt hatte. Sie hatten mit ebenso großer Geschicklichkeit als Kühnheit die starke, mit Eisenblech beschlagene Tür, welche von dem Hausflur in den Laden führte, gesprengt und befanden sich in dem Laden selbst, als ein glücklicher

Zufall die Polizei herbeiführte.

Vom größten Interesse waren die Instrumente, welche bei dieser Gelegenheit der Polizei in die Hände fielen und zugleich Auskunft über mehrere frühere Einbrüche gaben. Diese Instrumente waren zum Teil neu und alle mit der größten Geschicklichkeit gearbeitet. Die Stelle des früheren, gewöhnlichen Brecheisens versah ein sehr geschickt erfundenes und zusammengesetztes Instrument, welches durch eine Schraube selbst das stärkste Schloss zu sprengen vermochte, und zwar, was von der größten Bedeutung war, mit sehr wenig Geräusch.

In der Voruntersuchung gestanden beide ein, dass Gurin den Plan zu den Instrumenten entworfen und Petermann, ein früherer Schlosser, dieselben angefertigt habe. Hätten beide Männer sich zu einem ehrlichen Unternehmen verbunden, so würden sie sicherlich Tüchtiges geleistet haben, denn Gurin war ein sehr schlauer und gewandter Kopf und Petermann besaß in dem früher erlernten Handwerk große Geschicklichkeit. Beide liebten die Arbeit nicht und zogen es vor, als Verbrecher zu leben und sie lebten tatsächlich durchaus nicht schlecht, da sie mehrere bedeutende Diebstähle gemeinsam ausgeführt hatten.

Gurin war schon früher einmal aus dem Gefängnis entsprungen. Die beiden Verbrecher wurden deshalb zur Untersuchungshaft in eine feste Zelle gebracht. Die Wände derselben waren so stark, das Eisengitter vor dem kleinen Fenster war so fest und dick, dass ein Entkommen unmöglich erschien. Oben ein war dem Wärter, dem diese Zelle anvertraut war, die größte Vorsicht und Wachsamkeit anempfohlen.

Um so mehr überraschte es, als eines Abends der Gefäng-

nisinspektor zur Polizei sandte und melden ließ, dass Gurin und Petermann entsprungen seien. Ich war zufällig auf dem Polizeibüro anwesend und begab mich sofort mit mehreren Beamten zu dem nahen Gefängnis, um zu untersuchen, auf welche Weise und auf welchem Weg die Verbrecher entkommen waren.

Ich fand den Gefängnisinspektor und das ganze Wärterpersonal in größter Aufregung und noch immer damit beschäftigt, die Entsprungenen innerhalb des Gefängnisgebäudes zu suchen. Was ich durch den Inspektor erfuhr, war Folgendes: Der Wärter hatte den beiden Verhafteten wie an jedem Abend Wasser und Brot gebracht. Als er die Zelle wieder zu verlassen im Begriff gewesen war, hatten die beiden Verbrecher sich auf ihn geworfen, ihn nieder gerissen, und ehe er imstande gewesen war, um Hilfe zu rufen, ein Tuch in den Mund gestopft und ihm mit einem anderen Tuch die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Dann hatten sie die Zelle verlassen und die Tür von außen verriegelt.

Länger als eine halbe Stunde hatte der Wärter in der Zelle zugebracht. Erst dann war es ihm gelungen, das Tuch aus dem Mund zu entfernen und um Hilfe zu rufen. Ein anderer Wärter hatte ihn aus der Zelle befreit. Sofort war der Inspektor von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt und das ganze Wärterpersonal aufgeboten worden, die Entsprungenen zu suchen. Man hatte sie nicht gefunden und selbst nicht einmal die Spur des Weges, auf welchem sie aus dem Gefängnis entkommen waren, entdeckt.

Ich konnte nur glauben, dass der Inspektor und auch die Wärter in der Aufregung weniger vorsichtig nachgeforscht hatten und schritt selbst zur Untersuchung.

Die Tür der Zelle, aus welcher Gurin und Petermann entsprungen waren, ging auf einen Korridor, auf den noch die Türen von fünfzehn anderen Gefängniszellen mündeten. An dem einen Ende des Korridors befand sich ein Fenster, welches mit einem starken Eisengitter versehen war, an dem anderen Ende befand sich eine Tür, welche in die Wohnung des Inspektors führte, und zwar zunächst in dessen Arbeits- und Dienstzimmer. Seitwärts befand sich die Eingangstür zum Korridor.

Dieselbe war natürlich stets verschlossen und von innen verriegelt, außerdem war an ihr eine Klingel angebracht, welche in das Arbeitszimmer des Inspektors führte. Die Tür konnte nicht geöffnet werden, ohne dass die Klingel anschlug. Einen weiteren Eingang auf den Korridor gab es nicht.

Als der Inspektor von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt war, hatte er sich in seinem Arbeitszimmer befunden. Zunächst hatte er die Eingangstür untersucht, dieselbe verschlossen und von innen verriegelt gefunden. Der Draht der Klingel war unverletzt gewesen, ohne Bewegung der Klingel hätte die Tür also nicht geöffnet werden können und er hatte nichts gehört. Dann hatte er alle Zellen sorgfältig durch sucht, ohne die Entsprungenen zu finden. Das Gitter am Korridorfenster war unversehrt.

Ich durchsuchte noch einmal alles sehr vorsichtig, ohne die geringste Spur des Weges, auf dem die Entflohenen entkommen waren, zu entdecken. Mir selbst war das Ganze rätselhaft.

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, sprach ich zu dem Inspektor. »Die Entflohenen müssen durch Ihr Zimmer entkommen sein.«

»Dass dies nicht möglich ist, kann ich Ihnen beweisen«, entgegnete der Inspektor, »denn ich selbst befand mich in dem Zimmer.«

»Haben Sie es nicht auf kurze Zeit verlassen?«

»Nein. Ich war länger als zwei Stunden in dem Zimmer, ehe mir das Geschehene gemeldet wurde, und habe es nicht auf eine Sekunde verlassen.«

»Der Wärter hat sich vielleicht in der Zeitangabe geirrt«, warf ich ein.

»Nein, es ist ein zuverlässiger Mann. Genau um sieben Uhr gibt er den Gefangenen Wasser und Brot, und es war erst wenige Minuten nach drei Viertel auf acht Uhr, als er zu mir in das Zimmer stürzte und mir die Flucht meldete.«

Ich verhörte den Wärter, einen zuverlässigen Mann, der die Stellung schon seit Jahren innehatte, er wiederholte mir dasselbe. Der zweite Wärter, welcher auf demselben Flur war und die Aufsicht über acht Zellen hatte, hatte nichts gehört und gesehen, bis er durch den Hilferuf seines Kameraden aufmerksam geworden war.

»Wo befanden Sie sich denn während der Zeit?«, fragte ich.

»Ich besorgte meine Zellen und hielt mich in einer derselben etwas länger auf, weil der Verhaftete unwohl ist.«

»Wie lange blieben Sie bei demjenigen?«

»Vielleicht zehn Minuten, genau weiß ich es nicht.«

»Es musste Ihnen doch auffallen, dass Sie Ihren Kameraden nicht auf dem Korridor bemerkten?«

»Es fiel mir nicht auf. Derselbe konnte ja in das Zimmer des Herrn Inspektors gegangen sein oder den Flur verlassen haben, während ich mich in der Zelle befand.«

»Auch Sie fanden die Eingangstür verschlossen?«

»Ja wohl, verschlossen und von innen verriegelt.«

Ich stand vor einem unbegreiflichen Rätsel.

»Herr Inspektor, haben Sie Ihre Wohnung bereits durchforscht?«, fragte ich.

»Wozu?«, warf der Inspektor durch meine Frage verletzt ein. »Ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich in meinem Zimmer gewesen bin und ich bin jede Minute bereit, die Wahrheit meiner Aussage zu beschwören.«

Ich schwieg. Obwohl ich voraussah, dass es nutzlos sein würde, ließ ich doch noch einmal das ganze Gefängnisgebäude durchsuchen. Ich fand keine Spur der Entflohenen. Es stand nur das eine fest, dass Gurin und Petermann entflohen waren. Ich war der festen Überzeugung, dass dies nur durch eine grobe Nachlässigkeit der Wärter geschehen sein konnte und dass diese es leugneten, um nicht ihre Stelle zu verlieren. Das näher zu untersuchen war Sache des Inspektors – ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf die Verfolgung der Entflohenen. Ohne Zögern ließ ich die Polizeibeamten auf den Bahnhöfen von der Flucht der beiden Verbrecher benachrichtigen. Ich tat es nur, um keine Vorsichtsmaßregel zu unterlassen, obschon ich überzeugt war, dass die beiden Flüchtlinge die Stadt nicht so rasch verlassen würden, denn in der Stadt besaßen sie Schlupfwinkel, in denen sie viel sicherer waren, als wenn sie sich der Eisenbahn anvertrauten. Ich hatte verschiedene Spione aus dem Kreis der Verbrecherwelt an der Hand, welche mir oft sehr wichtige Mitteilungen machten und durch deren Aussagen ich schon auf die richtige Spur manches Halunken gekommen war. Ich ließ sie zu mir kommen und versprach ihnen einen guten Lohn, wenn sie mir über die beiden Entflohenen irgendeine zuverlässige

Nachricht brächten, allein Tage vergingen und ich erfuhr nichts. Ebenso erfolglos blieben meine persönlichen Bemühungen und die der Polizei.

Verschiedene Male ließ ich während der Nacht alle Tanzlokale und Wirtschaften, in denen Verbrecher zu verkehren pflegten, durchsuchen, die Gesuchten wurden nicht gefunden. Die Polizeibeamten gelangten zu der Überzeugung, dass die Entsprungenen die Stadt verlassen hätten und ließen in ihrem Eifer nach. Ich teilte diese Überzeugung nicht. Petermann war in der Stadt geboren und von Gurin wusste ich, dass er sich in ihr sehr wohl gefühlt hatte. Noch hielten sie sich vielleicht mit größter Vorsicht versteckt, ich baute darauf, dass, wenn sie sich erst etwas sicherer fühlten, ihre Vorsicht nachlassen werde. Die schlausten Verbrecher fallen ja meist nur dadurch der Polizei in die Hände, dass sie schließlich auf ihre Schlauheit zu fest vertrauen, dass sie immer dreister werden und endlich sogar unvorsichtig.

Meine Vermutung, dass die beiden Verbrecher sich noch in der Stadt aufhielten, sollte sich nur zu bald als richtig erweisen. Mit fast unerhörter Dreistigkeit war das Kontor eines Bankiers erbrochen worden, während der Bankier in seiner eine Treppe höher liegenden Wohnung eine große Gesellschaft gab und infolgedessen auf dem Hausflur, von welchem aus die Geschäftstür erbrochen war, ein lebhafter Verkehr stattfand. Es war nicht anzunehmen, dass die Verbrecher keine Kenntnis davon gehabt haben sollten. Der in dem Büro stehende eiserne Geldschrank war angebohrt und seines Inhalts beraubt.

Zum Glück hatten sich nur einige Tausend Taler in Banknoten und Geld darin befunden, eine weit größere Summe in Wechseln und Staatspapieren hatten die Diebe ver-

schmäht, weil sie bei Verwertung derselben zu leicht entdeckt werden konnten.

Noch während der Nacht wurde der Einbruch entdeckt und bei der Polizei angezeigt. Ich begab mich zur Untersuchung in das Büro, und schon die Art und Weise, in welcher die Tür gesprengt war, erweckte in mir die feste Überzeugung, dass dies durch Gurin und Petermann geschehen sei. Nur ihre Hände waren so geschickt und sie allein besaßen die erforderlichen Instrumente. Meine Überzeugung wurde noch gefestigt, als ich den Geldschrank untersuchte. Eine so geschickt und saubere Durchbohrung der Tür hatte ich noch nie zuvor gesehen, es mussten vorzügliche Instrumente sein, mit denen sie ausgeführt worden war. Ich erneuerte und verdoppelte meine Bemühungen, um die beiden Entsprungenen zu entdecken – sie blieben ohne Erfolg. Sowohl Gurin wie Petermann mussten sich von dem Verkehr mit anderen Verbrechern gänzlich fernhalten, sonst würde ich längst Nachricht über sie erhalten haben.

Da fand in einem großen öffentlichen Lokal ein Volksmaskenball statt. Ich erfuhr, dass ein Neffe von mir, der in einem kaufmännischen Geschäft als Kommis angestellt war, diesen Maskenball zu besuchen beabsichtigte. Da ich den Verdacht gegen ihn hegte, dass er seinen Prinzipal betrog, beschloss ich, ihn bei dieser Gelegenheit zu beobachten und seine Ausgaben zu kontrollieren. Es musste mir dies um so leichter gelingen, da er von meinem Vorhaben keine Ahnung hatte und ich in irgendeiner Verkleidung unerkannt in seiner Nähe weilen konnte.

Der große Saal war überfüllt, dennoch gelang es mir bald, meinen Neffen zu entdecken, da ich seine Maske kannte. Er hatte sich schon zeitig mit zwei scheinbar hübschen Tirole-

rinnen in ein kleines Nebenzimmer zurückgezogen und traktierte die Schönen mit Champagner, obschon seine Kasse solche Ausgaben nicht gestattete. Er war ebenso heiter als verschwenderisch, denn schon hatte er die dritte Flasche Champagner bestellt.

In der Maske eines Mönches hielt ich mich in der Nähe des Nebenzimmers auf und hatte nur die eine Gefahr, von dem Strom der lustigen Masken fortgedrängt zu werden, zu bekämpfen.

»Fort, Mönch!«, rief plötzlich eine Stimme, mich ziemlich unsanft zur Seite schiebend. »Du gehörst in das Kloster und nicht auf einen Maskenball.«

Ich kannte diese Stimme, sie durchzuckte mich: Es war Gurin, dem sie angehörte. Einen Augenblick war ich noch in Zweifel, allein die kleine Gestalt des Türken, der mich zur Seite schob, war die Gestalt Gurins. Um mir jede Ungewissheit zu nehmen, sprach sein Begleiter, ein Engländer, kariert vom Kopf bis zu den Füßen: »Lass den Mönch, er wird sich eine Nonne suchen.«

Es war die Stimme Petermanns.

Das Interesse für meinen Neffen war mit einem Mal geschwunden, ich gab es auf, ihn weiter zu beobachten und folgte dem Türken und dem Engländer. Sollte ich sie augenblicklich verhaften lassen? Es war bedenklich. Sicherlich würden viele Masken, um die Maskenfreiheit zu wahren, sich der Verhaftung widersetzt haben, es würde ein Auflauf entstanden sein und ich befürchtete, dass die beiden Verbrecher die Gelegenheit benutzen würden, zu entkommen. Es war geratener, abzuwarten, bis sie den Saal verließen, oder sie durch irgendein Mittel hinauszulocken.

Während ich dies überlegte, hatten sie sich getrennt.

Rasch entschlossen folgte ich Gurin. Während er sich am Büffet erfrischte, eilte ich zu dem Polizeidiener am Eingang des Saals und erteilte ihm rasch meine Befehle, mehrere Polizeidiener herbeizuholen, sie vor dem Haus aufzustellen und eine Droschke bereitzuhalten, welche ich in jedem Augenblick benutzen konnte. Zwei Polizeidiener sollten in der Droschke Platz nehmen, sich ruhig verhalten, damit sie von niemand bemerkt würden.

Dann eilte ich in den Saal zurück. Der Türke stand noch am Büffet, den Engländer suchte ich vergebens. Unverdrossen behielt ich den beweglichen kleinen Türken im Auge, so schwer es mir auch oft wurde.

Er benutzte die Gelegenheit, sich frei und ungeniert zu bewegen, er schien sehr heiter zu sein und in seiner Börse bemerkte ich mehrere Goldstücke.

Die Stunde, in der die Masken abgenommen wurden, nahte. Ohne sie abzuwarten, eilte der Türke zur Tür. Ich vermochte ihm kaum zu folgen. Rasch war er in eine vor dem Haus haltende Droschke gesprungen und hatte dem Kutscher eine Straße und eine Nummer zugerufen, die ich nicht verstand. Fast ebenso rasch sprang ich in die für mich bereitgehaltene Droschke, in welcher zwei Polizeidiener mich erwarteten. Dem Kutscher befahl ich, der bezeichneten Droschke in einiger Entfernung zu folgen und alles aufzubieten, sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. In einer der besseren Straßen hielt die vorausfahrende Droschke endlich an. Ich sah den Türken rasch in ein Haus eilen. Es würde mir leicht geworden sein, ihm sofort zu folgen und ihn zu verhaften, ich hoffte auch seinen Gefährten noch zu treffen, denn sicherlich teilten beide dieselbe Wohnung. Dass derselbe noch nicht heimgekehrt war, verrieten alle

die dunklen Fenster des Hauses. Es war außerdem mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusetzen, dass die beiden Verbrecher einen verzweifelten Widerstand leisten würden, dazu reichten meine Kräfte nicht aus. Ich sandte deshalb den einen der Polizeidiener fort, um Verstärkung herbeizuholen, während ich mich mit dem anderen in dem Schatten des gegenüberliegenden Hauses aufstellte, um zu beobachten.

Es währte nicht lange, so wurden zwei Fenster in dem zweiten Stockwerk erhellt und deutlich sah ich den Türken sich in dem Zimmer bewegen. Ich kannte nun auch seine Wohnung. Ehe noch meine Verstärkung anlangte, fuhr der Engländer mit zwei Damen vor dem Haus vor und sie traten in dasselbe ein. Ich hätte laut aufjubeln mögen vor Freude, denn endlich hatte ich die beiden so lange Gesuchten sicher in meiner Gewalt, sobald nur die Verstärkung gekommen war. Und doch wären die Verbrecher uns vielleicht entkommen, hätte nicht ein Polizeiwachtmeister, der sich bei der endlich anlangenden Verstärkung befand, gewusst, dass das Haus zwei Ausgänge besaß, von denen der eine auf eine andere Straße mündete.

Beide Ausgänge wurden nun vorsichtig und hinreichend besetzt, dann ließ ich durch den Nachtwächter die Tür öffnen und trat mit mehreren Polizeidienern ein. Auch jetzt noch mussten wir sehr vorsichtig sein, denn zu der Wohnung führte eine Vordertreppe und im Seitengebäude eine Hintertreppe. Nachdem ich den Ausgang der Hintertreppe durch drei Mann hatte besetzen lassen, stieg ich von zwei Polizeibeamten begleitet die Vordertreppe empor.

Aus dem Zimmer, in welchem die Gesuchten sich befanden, tönten lustige Stimmen und Gläserklingen uns entgegen.

gen. Vorsichtig versuchte ich die Tür zu öffnen, sie war verschlossen. Rasch entschlossen stemmte ich von meinen Begleitern unterstützt kräftig dagegen und die Tür sprang auf. Die überraschten Damen stießen einen Schrei des Erschreckens aus, Gurin und Petermann, noch in ihrem Maskenkostüm, waren aufgesprungen. Ich wollte auf sie zustürzen, einige Flaschen flogen mir in demselben Augenblick entgegen und in derselben Sekunde hatten die verwegenen Gesellen die Lichter ausgelöscht. Der schwache Schein der Blendlaterne warf nur ein unsicheres Licht in das Zimmer. Als wir vorsichtig in dasselbe eintraten, waren die Gesuchten verschwunden. Die offene Tür in das Nebenzimmer verriet uns den Weg, den sie genommen hatten. Wir drangen durch ein zweites Zimmer, welches in das Nebengebäude führte. Die beiden Verbrecher suchten offenbar durch die Hintertreppe zu entkommen. Ein neues Hindernis stellte sich uns entgegen. Die zum Nebengebäude führende Tür war verschlossen. Unsere Bemühungen, sie zu öffnen, waren vergebens, bis wir sie mit Gewalt einschlugen. Rasch drangen wir nun hindurch. Von der Treppe her tönten uns Stimmen entgegen, die Flüchtigen waren offenbar mit den unten aufgestellten Wachen bereits zusammengeraten. Es galt den Unsrigen rasch zu Hilfe zu kommen, denn ich kannte den verzweifelten Mut solcher Verbrecher die, um die Freiheit zu retten, vor einem Mord nicht zurück schrecken.

Die Treppe hinab stürzend sah ich Gurin mit erhobener Axt, mit der er sich bewaffnet, auf die Polizeidiener eindringen, um sich durchzuschlagen. Petermann war mit einem mächtigen Stock bewaffnet. Ich weiß kaum noch, wie ich die Treppenstufen hinab gekommen bin, in demselben

Augenblick, als Gurin einen schweren Schlag mit der Axt austeilen wollte, traf ich ihn mit meinem Totschläger auf den Kopf und lautlos brach er zusammen. Petermann wurde nach kurzer Gegenwehr überwältigt und wie sein Genosse gefesselt.

Gurin kam schon nach wenigen Minuten wieder zu sich und schien sich in sein Geschick schnell zu ergeben. Vielleicht sann er nur auf ein Mittel zur Rettung.

Die beiden Verbrecher wurden in ihr Zimmer zurückgeführt, in dem sie unter falschen Namen gewohnt hatten. Das Zimmer war sogar mit Luxus ausgestattet. In dem Sekretär fand ich eine reiche Auswahl von Diebesinstrumenten und zugleich eine nicht unerhebliche Geldsumme.

Schweigend sah Gurin der Durchsuchung des Zimmers und des Sekretärs zu, während Petermanns Augen starr auf den Boden gerichtet waren und nur dann und wann mit einem Ausdruck des Hasses über die hinglitt, die ihn in der lustigen Stunde so arg gestört hatten. Die Lust des Maskenballs, die Unterhaltung mit den beiden Damen, welche in einem Nebenzimmer aufgefunden wurden, hatte allerdings ein anderes Ende genommen, als er erwartet hatte.

»Wer hat uns verraten, Herr Kommissar?«, fragte Gurin endlich. »Sie können uns nur durch Verrat entdeckt haben.«

»Es hat Sie niemand verraten«, entgegnete ich.

»Doch«, fuhr Gurin fort. »Ich weiß, welche Mühe Sie sich gegeben haben, uns zu finden – nur durch Verrat kann Ihnen das gelungen sein.«

Ich trug einen Augenblick lang Bedenken, ihm die Wahrheit zu sagen. Was konnte es schaden!

»Sie selbst haben sich verraten«, sprach ich.

Er blickte mich fragend an.

»Erinnern Sie sich an den Mönch, den Sie auf dem Maskenball zur Seite schoben und dem sie den guten Rat erteilten, sich ins Kloster zu begeben?«

Ärgerlich stampfte er mit dem Fuß auf die Erde.

»An Ihrer Stimme habe ich Sie erkannt«, fuhr ich fort. »Natürlich verlor ich Sie nicht aus den Augen und bin Ihnen bis hier her gefolgt. – Hätten Sie dem Mönch nicht den guten Rat erteilt, so würden Sie jetzt noch lustig mit Ihren Damen zechen. Ich bin nun Ihrem Wunsch nachgekommen und habe Ihnen mitgeteilt, durch wen Sie entdeckt sind. Nun erzählen Sie mir, auf welchem Weg Sie aus dem Gefängnis entkommen sind.«

Der Russe schwieg, aber ein verschmitztes Lächeln glitt über sein Gesicht hin. Petermann warf ihm einen drohenden Blick zu, als ob er ihn warnen wollte, meinem Wunsch nachzukommen.

»Sie können es ruhig erzählen«, bemerkte ich, »denn zum zweiten Mal wird es Ihnen nicht gelingen, wieder zu entkommen. Ich werde Sorge tragen, dass Sie demselben Wärter wieder anvertraut werden, der wird sich sicherlich durch Sie nicht wieder überlisten lassen.«

»Gut!«, sprach Gurin endlich, »Sie sollen es erfahren. Wie wir aus unserer Zelle entkommen sind, werden Sie wissen. Auf dem Korridor fanden wir die Ausgangstür verschlossen und wir durften uns nicht Zeit nehmen, dieselbe zu öffnen, weil wir befürchten mussten, entdeckt zu werden. Wir wollten frei werden und begaben uns in die Wohnung des Inspektors, da die Tür zu derselben nicht verschlossen war.«

»Sie mussten durch das Zimmer des Inspektors und der-

selbe behauptet während jener Zeit in dem Zimmer gewesen zu sein«, warf ich ein.

»Er war auch darin«, fuhr Gurin fort. »Er lag auf seinem Sofa und schlief, und ich habe später den Herrn oft um seinen festen Schlaf beneidet, denn er hörte nicht, dass wir bei ihm durcheilten. So gelangten wir durch zwei Zimmer glücklich bis zur Küche, dort trat uns ein Hindernis entgegen, des Inspektors Frau und Dienstmädchen befanden sich darin. Wir hätten freilich wohl hindurchdringen können, es lag uns daran, unnötiges Aufsehen zu vermeiden. Wir eilten deshalb in des Inspektors Schlafzimmer zurück und warteten dort, bis sich die Frau und das Mädchen aus der Küche entfernt hatten. Nun stand unserer Flucht nichts mehr im Weg, denn Sie werden wissen, dass von der Küche eine Treppe hinab und eine Nebentür aus dem Gefängnis führten.«

»Kannten Sie denn die Räumlichkeiten schon?«, fragte ich.

Der Russe nickte bejahend.

»Bei welcher Gelegenheit hatten Sie dieselben kennengelernt?«

»Herr Kommissar, wenn Sie Aussicht haben, ernst in einem Haus zu wohnen, so wird es auch Sie interessieren, die Räumlichkeiten des Hauses zuvor kennenzulernen.«

»Wohin wandten Sie sich, als Sie aus dem Gefängnis entflohen waren?«

»Sie wünschten nur zu wissen, auf welchem Weg wir aus dem Gefängnis entkommen wären«, gab Gurin zur Antwort. »Das habe ich Ihnen offen mitgeteilt, mehr werde ich Ihnen nicht sagen.«

Ich drang nicht weiter in ihn, weil ich wusste, dass ich

doch die Wahrheit nicht erfahren würde, und dass er immer mehr diejenigen, bei denen er eine Zuflucht gefunden hatte, verraten würde.

Die beiden Verhafteten wurden auf die Polizeiwache gebracht, weil ich mir das Vergnügen nicht versagen wollte, dieselben am folgenden Morgen selbst zu dem Gefängnisinspektor zu führen.

»Auf welchem Wege seid Ihr entkommen?«, herrschte der Inspektor die beiden Verhafteten am folgenden Morgen an, sobald er sie erblickte.

Ich zog ihn zur Seite.

»Auf demselben Weg, auf dem ich vermutete und der allein möglich war«, entgegnete ich. »Durch Ihr Zimmer.«

»Unmöglich! Ich befand mich ja in demselben«, rief der Inspektor.

»Ganz recht, allein Sie schliefen und der Russe hat mir gesagt, dass er Sie später oft um die Festigkeit Ihres Schlafes beneidet habe.«

Der Inspektor machte ein äußerst verblüfftes Gesicht.

»Ich kann mich nicht entsinnen«, erwiderte er. »Jedenfalls kann ich nur ganz kurze Zeit geschlafen haben.«

»Lange genug, um die beiden Flüchtlinge hindurch zu lassen«, fuhr ich fort. »Zum Glück haben wir sie nun wieder und ich denke, zum zweiten Mal wird es ihnen nicht gelingen zu entkommen.«

»Sicherlich nicht! Und müsste ich selbst ihre Bewachung übernehmen!«, versicherte der Inspektor.

Die beiden Verbrecher entkamen nicht wieder. Beide wurden zu mehrjähriger Freiheitsstrafe verurteilt und dem Zuchthaus überliefert, mit der besonderen Weisung ein scharfes Auge auf sie zu haben. Dennoch war noch kein

Jahr verflossen, als es dem Russen auf eine fast unerhört kühne und schlaue Weise gelang, aus der Strafanstalt zu entkommen. Und trotz aller Nachforschungen gelang es der Polizei nicht, seiner wieder habhaft zu werden – er blieb verschollen.

Fall 7

Durch Strychnin

Ich war nach L. beordert, um dort eine Kriminaluntersuchung zu leiten. In einem Zeitraum von wenigen Wochen waren in L. zwei junge Mädchen vergiftet worden und die dortige Polizei war trotz aller Anstrengungen nicht imstande, die Mörder zu entdecken, denn dass in beiden Fällen ein Giftmord vorlag, konnte mit großer Bestimmtheit angenommen werden.

Es war mir diese Aufgabe durchaus nicht erwünscht, denn ich war mit den Verhältnissen in L. nur sehr oberflächlich bekannt. Ich konnte kaum hoffen, dass es mir gelingen werde, was die dortige Polizei, welche alle Personen genau kannte, vergebens zu erreichen bemüht war. Ich sah voraus, dass sich mir eine Menge Hindernisse entgegenstellen würden, ich musste dem mir erteilten Befehl nachkommen, mochte die Aufgabe auch noch so schwierig sein.

Mit allen erforderlichen Vollmachten versehen, trat ich meine Reise nach L. an. Um dort ungehinderter meine Untersuchung leiten und beobachten zu können, beschloss ich, meinen Beruf und Auftrag vorläufig geheim zu halten und

nur diejenigen Personen darin einzuweihen, deren Unterstützung ich notwendig bedurfte. Ich nahm deshalb einen anderen Namen an und stieg als Rentner in einem Gasthof ab. Dem Wirt teilte ich mit, dass ich das Leben und die Verhältnisse in L. kennenlernen wolle, da ich die Absicht habe, wenn es mir in L. gefalle, mich dort niederzulassen und ein kleines Grundstück anzukaufen. Ich fand bei dem Wirt hinreichenden Glauben.

Ich besaß nur zwei Bekannte in L. den Polizeidirektor und einen Lehrer namens Freiberg, beide versprachen mir, mein Inkognito nicht zu verraten. Der Polizeidirektor machte mir wenig Hoffnung, dass ich die mir gestellte Aufgabe erreichen werde.

»Sie können sich leicht vorstellen«, sprach er, »dass ich alles aufgeboten habe, um die Mörder zu entdecken. Ich habe mich Tag und Nacht mit dieser Angelegenheit beschäftigt, allein ich habe heute noch nicht mehr erreicht als am ersten Tag. Ich stehe vor einem unlösbaren Rätsel und ich bin fest überzeugt, dass dasselbe überhaupt nie gelöst werden wird.«

Das klang sehr wenig ermunternd, ich kannte meine Pflicht und war entschlossen, mich derselben mit vollem Eifer hinzugeben. Ich ließ mir durch den Polizeidirektor die über die bisherige Untersuchung geführten Akten geben, die bereits ziemlich angewachsen waren, und widmete dem Studium derselben den folgenden Tag.

Als ich diese sorgfältig durchlesen und mir jede Einzelheit eingeprägt hatte, gab ich dem Polizeidirektor recht, denn auch ich stand vor einem Rätsel und wusste tatsächlich nicht, wo ich dasselbe anfassen sollte, um es zu lösen.

Der Tatbestand war folgender: Zuerst war ein junges

Mädchen, welches schon seit mehreren Jahren mit einem Baumeister verlobt war, plötzlich gestorben. Es waren dem Arzt mehrere Erscheinungen aufgefallen, er hatte eine Vergiftung vermutet und tatsächlich war durch sorgfältige Untersuchung erwiesen, dass das Mädchen durch Strychnin vergiftet war. Abends hatte ein Knabe ihr in einer Schachtel zwei kleine Apfeltorten gebracht und hinzugefügt, dass ihr Verlobter dieselben schicke. Die Unglückliche hatte sie genossen und war noch in der Nacht gestorben. Ihr Verlobter hatte die Torten nicht geschickt und es konnte ihn auch nicht der geringste Verdacht treffen, da er ein durchaus ehrenwerter Mann war und seine Braut innig liebte. Er war über ihren Tod untröstlich. Trotz aller Nachforschungen war der Knabe, der die Torten brachte, nicht zu ermitteln. Auch der Konditor, von dem die Torten gekauft waren, wurde aller Nachforschungen ungeachtet, nicht entdeckt.

Die Polizei hatte allerdings auf einige Personen Verdacht geworfen, derselbe war durch die nähere Untersuchung wieder vernichtet. Die Vergiftete war ein stilles einfaches Mädchen gewesen, welches allen Aussagen zufolge wohl keinen Feind gehabt hatte.

Ich fand in den Akten nicht den geringsten Anhaltspunkt, der auf die Spur des Mörders hätte führen können. Die Polizei hatte ein Versehen angenommen, obwohl auch dafür nicht der geringste Grund vorhanden war.

Der zweite Giftmord fand einige Wochen später statt und die Unglückliche war wieder ein junges Mädchen, welches sogar am Abend ihrer Verlobungsfeier vergiftet worden war, und wiederum, wie durch die Untersuchung erwiesen, durch Strychnin.

Dieser Fall hatte die ganze Stadt in größte Aufregung versetzt und die ganze Tätigkeit der Polizei wachgerufen. Die Unglückliche hatte noch im Sterben behauptet, durch ein Glas Wasser vergiftet zu sein, welches sie, vom Tanz erhitzt getrunken habe. Die Verlobung war in dem elterlichen Hause gefeiert worden. Das Wasser hatte im Nebenzimmer auf dem Tisch gestanden. Leider war in der Verwirrung, als die Braut plötzlich erkrankt war, das Glas, aus dem sie getrunken hatte, nicht aufbewahrt worden war. Versehen war hier unmöglich anzunehmen. Wer hatte das Gift in das Wasser getan ...?

Alle Personen, welche an dem Abend im Haus gewesen, waren in den Akten mit Namen aufgeführt. Allein gegen keine Einzige ließ sich ein Verdacht erheben, denn es waren alles ehrenwerte Leute, mit den Eltern der Toten befreundet, oder Freunde des Bräutigams, eines jungen Kaufmanns. Weder dieser, noch seine Braut hatte einen Feind, dem solche Tat zuzutrauen gewesen wäre.

Die sorgfältigste Untersuchung hatte nichts ergeben.

In der Apotheke war kein Strychnin verkauft worden; Personen, denen dieses Gift vielleicht zugänglich gewesen wäre, waren bei der Verlobungsfeier nicht zugegen.

Der Vater der Unglücklichen, ein reicher Kaufmann, hatte auf die Entdeckung des Mörders eine erhebliche Summe ausgesetzt; die Untersuchung und Nachforschung war mit der größten Vorsicht und mit anhaltendem Eifer geführt worden, aber trotzdem ohne jedes Resultat geblieben.

Dies zweite Rätsel war ebenso unlösbar wie das erste.

Nach dem sorgfältigen Studium der Akten drängten sich mir folgende Fragen auf: Standen beide Vergiftungsfälle, da beide durch Strychnin herbeigeführt waren, in irgendei-

ner Verbindung? Waren sie vielleicht durch dieselbe Hand ausgeführt? – Es war kaum anzunehmen, dass dies schwer zu erlangende Gift in der Stadt im Besitz zweier Personen sein sollte. Die Akten gaben nur den Aufschluss darüber, dass beide Vergiftete einander fern gestanden, dass der Kreis ihrer Bekannten und Freunde ein durchaus verschiedener gewesen sei.

Dann drängte sich mir die Frage auf: War es nur ein Zufall, dass die beiden Vergifteten beide junge und hübsche Mädchen und beide verlobt gewesen waren? Ich sann hierüber nach, ohne die geringste Aufklärung zu finden. Der Polizeidirektor, mit dem ich am folgenden Tag darüber sprach, hielt es für einen Zufall. Näheres, als die Akten enthielten, vermochte auch er nicht anzugeben.

»Hat sich Ihnen kein weiterer Verdacht aufgedrängt?«, fragte ich.

»Keiner«, erwiderte er. »Ich habe unablässig nachgeforscht und beobachtet, es ist ohne Erfolg geblieben.«

»Glauben Sie, dass beide Vergiftungen von derselben Hand herrühren?«, forschte ich weiter.

»Ich glaube es«, entgegnete er, »obschon ich weiter keinen Beweis dafür habe.«

»Es ist mir unbegreiflich, dass Sie den Knaben nicht ausfindig machten, der in dem ersten Fall die Torten gebracht hatte«, bemerkte ich.

»Die Mutter des unglücklichen Mädchens hat die Torten von dem Knaben in Empfang genommen«, gab der Polizeidirektor zur Antwort. »Ich habe dieselbe in allen Knabenschulen hier geführt. Sie war nicht imstande, den Knaben zu finden. Freilich hatte sie sein Gesicht in der Abenddämmerung nur sehr undeutlich gesehen.«

»Hatten die beiden Bräutigame vielleicht schon früher mit einem Mädchen ein Verhältnis angeknüpft gehabt?«, fragte ich. »Es ist doch möglich, dass ein Racheakt vorliegt und unwillkürlich drängt sich mir die Überzeugung auf, dass hier eine Frauenhand im Spiel gewesen ist. Sie wissen, dass es mehr Giftmischerinnen als Giftmischer gibt.«

»Ich habe beide Männer danach gefragt, sie stellen es in Abrede«, gab der Polizeidirektor zur Antwort. »Ich habe ihrem früheren Leben nachgeforscht und nichts gefunden, was ihrer Aussage widerspräche.«

Ich stand an demselben Punkt wie der Polizeidirektor, denn auch ich wusste nicht, welche Schritte noch zur Entdeckung des Mörders getan werden konnten. Ich beschloss deshalb, vorläufig meine Tätigkeit darauf zu beschränken, die Verhältnisse der Stadt näher kennenzulernen. Ich schloss mich meinem Freund, dem Lehrer Freiberg an, der zufällig Ferien und deshalb manche freie Mußestunde für mich hatte. Ich fragte ihn, der ein sehr ruhiger und verständiger Mann war, nach dem Urteil des Publikums über die beiden Vergiftungen. Er konnte mir nur mitteilen, dass sich im Publikum gar kein Urteil gebildet habe. Es ruhe auf niemanden ein Verdacht und auch für ihn seien beide Fälle durchaus ein Rätsel.

Er hatte beide junge Mädchen gekannt. Und war mit den Eltern der zuletzt Vergifteten sogar befreundet. Er erzählte mir, wie das unglückliche Mädchen von der ganzen Stadt bedauert und wie ihr Begräbnis eins der großartigsten gewesen sei. Hunderte waren dem Sarg zum Friedhof gefolgt, er selbst hatte sich ihnen angeschlossen.

»Ihr Grabhügel war unter all den zahlreichen Kränzen, welche darauf niedergelegt waren, kaum zu erkennen«,

fügte er hinzu.

»Lassen Sie uns zum Friedhof gehen und zeigen Sie mir das Grab«, bat ich. »Wir wollten ja ohnehin einen Spaziergang machen.«

Er war gerne dazu bereit. – Der Friedhof lag vor dem Tor in geringer Entfernung von der Stadt. Wir betraten ihn. An dem Grabhügel des jungen Mädchens kniete eine schwarz gekleidete Frauengestalt, sie hielt einen Kranz in der Hand, welchen sie auf dem Grab niederlegte.

»Warten Sie einen Augenblick«, sprach Freiberg, indem er mich zurückhielt, »ich mag die Dame nicht stören.«

»Ist es die Mutter der Toten?«, fragte ich.

»Nein.«

»Also nur eine Verwandte?«

»Auch das nicht, sie ist nur mit den Eltern der Toten befreundet.«

»Und sie trauert deshalb?«

»Nicht deshalb«, fuhr mein Freund fort und zog mich in einen Seitenweg, wo wir ungestört waren. »Sie ist selbst ein unglückliches Mädchen. Jahre lang ist sie mit einem Kandidaten der Theologie verlobt gewesen und soll demselben manches Opfer gebracht haben. Als ihr Verlobter endlich eine Stelle erhalten hatte, hat er sie im Stich gelassen und ein jüngeres Mädchen geheiratet. Sie ist freilich nicht hübsch und war wohl ebenso alt als ihr Verlobter. Das alles wusste er schon, als er um ihre Hand anhielt. Seit dem Tag der Entlobung trägt sie Trauer und erscheint nie anders als in Schwarz. Es ist ein sonderbares Mädchen, welches ganz allein, ohne nähere Verwandte, in der Welt da steht. Sie ist übrigens nicht unvermögend, denn das kleine freundliche Haus dicht neben meiner Wohnung ist ihr Eigentum. Sie

wohnt ganz allein darin, ja sie hat nicht einmal ein Dienstmädchen. Sie ist übrigens sehr fromm, täglich geht sie in die Kirche oder die Betstunde, man sieht sie kaum anders als mit dem Gebetbuch in der Hand. Jeden Mittwochabend versammelt sie einige fromme Damen und Herren bei sich und dann wird sehr fleißig gebetet und gesungen, diese Andachtsübungen leitet sogar unser Superintendent.«

»Sie setzt ihn deshalb vielleicht zu ihrem Erben ein?«, bemerkte ich scherzend.

»Wenn er nicht eher stirbt als sie«, gab Freiberg zur Antwort. »Sie ist zwar nur eine sehr kleine und zierlich gebaute Person, allein ich kann mich nicht entsinnen, dass sie krank gewesen ist, es steckt eine zähe Lebenskraft in ihr.«

Mein Freund hatte mir dies erzählt, indem wir langsam hin und her geschritten waren. Plötzlich trat uns auf einem Seitenweg eine schwarz gekleidete und fast auffallend kleine Dame entgegen, den Blick zur Erde geheftet, in der Hand ein Gebetbuch.

»Das ist sie!«, flüsterte Freiberg mir zu.

Ich blickte sie beobachtend an, als wir an ihr vorübergingen und Freiberg sie grüßte. Sie blickte eine Sekunde lang auf, allein unter den Wimpern, welche sie langsam, wie ermüdet aufschlug, leuchteten ein paar wasserblaue stechende Augen hervor.

»Ihre Nachbarin gefällt mir nicht«, bemerkte ich.

»Mir auch nicht«, entgegnete Freiberg lachend. »Ich möchte sie zum wenigsten nimmer mehr heiraten.«

»Sie hat einen unangenehmen Blick«, fuhr ich fort, »es liegt etwas Stechendes in ihrem Auge.«

»Ihr Auge ist nicht hübsch«, gab Freiberg zur Antwort. »Es haben viele den Kandidaten verdammt, weil er sie im

Stich gelassen, ich habe es ihm offen gestanden nicht verarbeiten können.«

»Wie ist ihr Charakter?«

»Ich halte sie für gutmütig; sie hat freilich als alte Jungfer ihre Schrullen, darauf kann ihr niemand einen Vorwurf machen. Es ist jedenfalls nicht angenehm, allein durchs Leben zu wandern, wenn man Jahre lang andere Hoffnungen gehegt hat.«

Unser Gespräch wurde abgebrochen, weil wir an den Grabhügel getreten waren. Eine Fülle verwelkter und bereits halb zerfallener Kränze bedeckte den Hügel noch, obenauf lag der frische Kranz, der von der schwarzen Dame darauf gelegt war.

»Sie bringt alle paar Tage einen frischen Kranz hier her«, bemerkte mein Freund.

Ich schwieg, dieses Zeichen der Liebe widersprach dem Eindruck, den ihre Augen auf mich gemacht hatten, und es tat mir meine Äußerung über dieselbe leid. Nicht immer ist ja das Auge der Spiegel der Seele.

Es gibt harmlos lachende Augen, hinter denen sich ein sehr boshaftes Gemüt verbirgt und umgekehrt.

Wir schritten zur Stadt zurück.

»Sehen Sie, hier wohnt die kleine schwarze Dame«, sprach mein Freund, als wir bei seiner Wohnung anlangten.

Es war ein kleines freundliches Haus, welches er mir bezeichnete. Hinter dem Haus zog sich ein Garten hin, welcher an die die Stadt umgebende Promenade grenzte. Sowohl das Haus als der Garten machten den Eindruck der größten Sauberkeit. Der Name der Besitzerin war Julie Winter.

Die folgenden Tage schwanden für mich sehr einförmig dahin. Ich beobachtete sorgfältig und entdeckte nichts Neues. Die Erfüllung meiner Aufgabe erschien mir jetzt noch weit schwieriger als am ersten Tag, nachdem ich die Akten durchlesen hatte. Obendrein musste ich mir gestehen, dass die Polizei in L. nichts versäumt hatte.

Zum Glück konnte ich die Abende meist bei Freiberg zu bringen und fühlte mich in dessen Familie wohl. Seine Frau war ein einfacher braver Charakter und seine Kinder, ein Knabe von dreizehn Jahren und ein Mädchen von zehn Jahren, waren wohl erzogen.

Später als gewöhnlich verließ ich abends meinen Freund. Es mochte elf Uhr sein, ein warmer stiller Sommerabend. In dem Zimmer Freibergs war es sehr warm gewesen; um noch etwas frische Luft zu schöpfen, wählte ich deshalb den Umweg über die Promenade zu meinem Gasthof. Es war still auf der Promenade, ohnehin ging ich auf einem sehr wenig benützten Seitenweg. Bei einer Biegung des Weges trat mir ein Knabe entgegen, er schien zu stutzen, als er mir begegnete, und kehrte wieder um. Ich glaubte in dem Knaben den Sohn meines Freundes zu erkennen, obwohl ich vor ungefähr zwei Stunden Zeuge gewesen war, wie er seinen Eltern *Gute Nacht* gewünscht hatte, um sich zur Ruhe zu begeben. Ich musste mich irren und dennoch fiel mir auf, dass der Knabe, sobald er mich erblickte, umgekehrt war. Ich folgte ihm schneller, er ging kaum zehn Schritte von mir entfernt.

»Julius, wie kommst du hierher?«, rief ich.

Da beeilte der Gerufene noch mehr seine Schritte, er lief. Jetzt überzeugte ich mich, dass ich mich getäuscht hatte, denn an der ganzen Art und Weise des Laufens erkannte

ich, dass es überhaupt kein Knabe, sondern ein verkleidetes Mädchen war.

Meine Neugierde war dadurch nur um so mehr wachgerufen, schneller folgte ich der Fliehenden. Mit hastigen Schritten eilte sie durch ein Gebüsch und bog dann gewandt in einen an die Promenade grenzenden Garten ein. Bis an die offene Gartentür folgte ich ihr, dann sah ich sie in dem Haus verschwinden.

Erst jetzt erkannte ich den Garten und das Haus, beides gehörte der kleinen schwarzen Dame, Julie Winter. Sollte sie selbst in der Knabenverkleidung gesteckt haben? Kaum möglich. Was sollte die so fromme Dame dazu getrieben haben?

Hierüber nachsinnend ging ich fort, ärgerte mich schon nach kurzer Zeit, dass ich der Fliehenden nicht bis in den Garten selbst gefolgt war. Jetzt wusste ich nicht mit Bestimmtheit, ob sie in das Haus selbst eingetreten oder nur in dem Dunkel desselben meinen Blicken entschwunden war; ich hatte eine Tür weder öffnen noch zumachen hören.

Schließlich, was kümmerte mich die ganze Sache! Und wenn die kleine Dame wirklich trotz ihrer Frömmigkeit diese Verkleidung gewählt hatte, um vielleicht ein kleines Liebesabenteuer anzuknüpfen, so ging auch dies mich nichts an, denn ich war weder der Wächter ihres Lebens noch ihres Rufes.

Ich begab mich in meinen Gasthof und erwähnte auch an den folgenden Tagen gegen niemand den Vorfall, weil ich wusste, wie leicht ein solches Abenteuer, auch wenn es ganz unschuldig ist, entstellt wird. Es lag wahrlich nicht in meiner Absicht, dem Ruf der kleinen Dame zu schaden.

Wusste ich doch nicht einmal, ob sie es war, die in der Knabenkleidung gesteckt hatte.

Da kam eines Morgens der Polizeidirektor in größter Bestürzung zu mir, eine neue Vergiftung war vorgekommen, und zwar nach der Versicherung des Arztes wieder durch Strychnin. Ich konnte es kaum glauben, dennoch stellte es sich leider als volle Wahrheit heraus.

Wieder war das Opfer ein junges Mädchen, eine Näherin, und noch mehr es war wieder eine Braut gewesen, die in acht Tagen ihre Hochzeit hatte feiern wollen. Die ganze Stadt war in der größten Aufregung und Angst, und ich selbst konnte ein Gefühl der Bestürzung nicht zurückdrängen.

Das unglückliche Mädchen war während der Nacht plötzlich erkrankt, und zwar nach dem Genuss von Erdbeeren, welche ihr Verlobter, der Gehilfe eines Kunstgärtners, ihr am Abend geschickt hatte. Der Arzt war erst zu Hilfe gerufen, als sie bereits mit dem Tod gerungen hatte, sie war nicht mehr imstande gewesen, irgendeine Aussage zu machen.

»Diesmal hoffe ich, dass es mir gelingen wird, den Mörder zu entdecken«, sprach der Polizeidirektor. »Ich habe den Bräutigam des Mädchens bereits verhaften lassen und den strengen Befehl gegeben, alle seine Sachen zu versiegeln.«

»Weshalb?«, fragte ich unwillkürlich.

»Es ist ein Übel bekannter und roher Bursche«, fuhr der Polizeidirektor fort. »Es ist ihm eine solche Tat wohl zuzutrauen und ich weiß zufällig, dass ihn die Verlobung mit dem armen Mädchen gereut hat, weil er Aussicht auf eine günstigere Heirat hatte.«

»Und woher sollte derselbe das Strychnin genommen haben?«, warf ich ein. »Glauben Sie noch, es sei nur ein Zufall, dass alle drei Vergiftungen durch Strychnin erfolgt sind, dass es jedes Mal ein junges Mädchen und eine Braut war, die zum Opfer fiel?«

»Ich muss es für einen Zufall annehmen, weil ich nicht glauben kann, dass der Gärtnergehilfe – Wilhelm Schrader ist sein Name – auch die beiden anderen Mädchen vergiftet hat.«

»Es ist seine Schuld auch in diesem Falle noch nicht erwiesen«, warf ich ein.

Ich sah, dass der Polizeidirektor bereits einen festen Verdacht gefasst hatte, und brach deshalb die Unterredung ab, um mich von den Tatsachen selbst zu überzeugen. Dieselben waren, wie der Polizeidirektor mir berichtet hatte: Zufällig war derselbe Arzt zu der Erkrankten gerufen, der auch die beiden anderen vergifteten jungen Mädchen behandelt hatte. Die gleichen Krankheitserscheinungen ließen ihn mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen, dass eine Vergiftung durch Strychnin vorliege.

Von den Erdbeeren, durch welche die Unglückliche nach ihrer Aussage vergiftet war, war noch ein Rest vorhanden; dieselben lagen in einem sauberen Korb auf Erdbeerblättern. Sie wurden sofort dem Apotheker übergeben, um zu untersuchen, ob in ihnen Strychnin vorhanden sei. An der Toten, sie hieß Anna Seefeld, war noch keine Obduktion vorgenommen worden. Nach den Nachrichten, die ich vorläufig über sie einziehen konnte, war sie ein lustiges und wie einige behaupteten, sogar etwas leichtlebigen Mädchen gewesen, etwas bestimmt Nachteiliges konnte ihr niemand nachweisen. Die einzige Person, die außer dem Arzt wäh-

rend ihrer kurzen Krankheit bei ihr gewesen war und sie gepflegt hatte, war ihre Wirtin, von der sie eine Stube gemietet hatte. Die Aussagen dieser bereits bejahrten Frau waren sehr dürftig und unbestimmt. Sie hatte offenbar durch den so schnell und unerwartet erfolgten Tod des Mädchens den Kopf verloren und war nicht imstande, sich an das Geschehene deutlich zu erinnern. Die Aussage des Arztes, dass der Tod durch Vergiftung erfolgt sei, hatte sie noch mehr verwirrt. Zu ihr hatte die Tote gesagt, dass sie durch die Erdbeeren, welche ihr Verlobter ihr geschickt habe, vergiftet sei; sie hatte nicht daran geglaubt und deshalb auch nicht näher nachgeforscht. Wer die Erdbeeren gebracht hatte, wusste niemand, und doch kam hier auf so unendlich viel an.

Der Gärtnergehilfe, welcher verhaftet war, wurde zu der Toten geführt, er verriet keine Furcht, und wenn auch sein Schmerz nicht heftig war, so schien er mir doch aufrichtig zu sein. Er bestritt auf das Entschiedenste, dass er seiner Braut Erdbeeren geschickt habe. Eine Äußerung, dass er wünsche, sich mit der Toten nicht verlobt zu haben, weil er hätte ein reicheres Mädchen heiraten können, stellte er nicht in Abrede, fügte hinzu, er habe die Worte nicht so ernstlich gemeint. Er hätte seine Braut ja sonst im Stich lassen können. Er habe sie lieb gehabt und selbst zu der Hochzeit gedrängt. Sie waren bereits einmal in der Kirche aufgebeten.

Seine Aussagen machten den Eindruck der Wahrheit, wenn er auch durch sein ganzes Benehmen ziemliche Rohheit und Leichtsinn an den Tag legte. Seine Sachen wurden sorgfältig durchsucht, es fand sich unter ihnen nicht das Geringste, welches den Verdacht, dass er der Mörder sei,

bestätigt hätte. Zu seiner Äußerung schien er durch einen Brief seiner in einer anderen Stadt lebenden Schwester veranlasst zu sein, welche ihm schrieb, wenn er nicht schon eine Braut habe, so sei es wohl möglich, dass er die Tochter seines früheren Lehrherrn heiraten könne. Dieser Brief fand sich unter seinen Sachen.

Obwohl der Verdacht gegen ihn wenig Bestätigung gefunden hatte, wurde er dennoch in Haft behalten, bis durch die Untersuchung mit Bestimmtheit festgestellt war, ob seine Braut durch Gift gestorben. Der Polizeidirektor hielt ihn noch immer für schuldig. Ich hatte mein Inkognito natürlich nicht länger aufrechterhalten können, da es mir jetzt nur hinderlich gewesen sein würde. Die Einwohner von L., welche in größter Bestürzung und Angst waren, setzten ihre ganze Hoffnung auf mich und kamen mir in jeder Beziehung mit der größten Bereitwilligkeit entgegen.

Ich richtete zunächst meine ganze Aufmerksamkeit auf die Entdeckung desjenigen, der dem Mädchen die Erdbeeren überbracht hatte. Es konnte erst am Abend geschehen sein, da Anna erst um acht Uhr abends von der Arbeit heimgekehrt war. Annas Wirtin hatte nichts davon bemerkt, von den Hausbewohnern hatte keiner gesehen, dass jemand zu Anna gegangen war.

So ungern ich es auch tat, so blieb mir doch schließlich nichts weiter übrig, als durch einen öffentlichen Anschlag bekannt zu machen, dass eine Belohnung von hundert Talern denjenigen erwarde, welcher der Polizei sichere Auskunft über denjenigen gebe, der die Erdbeeren gebracht habe. Es blieb ohne jeden Erfolg.

Durch die Untersuchung des Apothekers wurde während dem festgestellt, dass sowohl in den Erdbeeren wie in dem

Körper der Toten Strychnin vorhanden war.

Ich forschte bei allen Gärtnern nach, um von ihnen zu erfahren, wer um die Zeit Erdbeeren bei ihnen gekauft habe; es waren große und sehr schöne Gartenerdbeeren, welche sich noch in dem Körbchen vorgefunden hatten. Mir wurden eine Menge Personen genannt, allein nicht eine einzige derselben konnte ein Verdacht treffen, eine solche Tat begangen zu haben.

Für mich unterlag es keinem Zweifel mehr, dass alle drei Vergiftungen durch die nämliche Person ausgeführt waren; ich hielt es auch nicht mehr für Zufall, dass die Vergifteten alle junge hübsche Mädchen und Bräute gewesen waren. Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit darauf, zu erforschen, wer ihnen nahe gestanden, und mit ihnen bekannt gewesen war. Auch hier stieß ich wieder auf große Schwierigkeiten. Die Bekannten der drei Ermordeten gehörten vollständig anderen Kreisen an, die miteinander kaum in Berührung kamen.

Meine Nachforschungen waren von denen, welche der Polizeidirektor anstellte, vollständig unabhängig und richteten sich zu einer ganz anderen Seite hin. Er glaubte noch immer, dass der Gärtnergehilfe der Tat nicht fernstehe. Durch den aufgefundenen Brief glaubte er seinen Verdacht noch bestätigt und er richtete seine Beobachtungen sogar auf die Schwester Schraders und auf die Familie seines früheren Lehrherrn, obwohl beide nicht in L. wohnten. Acht Tage waren verflossen und noch war nicht die geringste Spur des Mörders entdeckt. Es waren diese Tage für mich sehr unruhig und anstrengend gewesen, denn ich hatte tatsächlich mir kaum eine Stunde Erholung gegönnt. Es hing meine Ehre davon ab, den Mörder zu entdecken. Da melde-

te sich, als ich mich gerade bei dem Polizeidirektor befand, bei demselben ein Mann Namens Kögel, welcher vorgab, über denjenigen, welcher der Vergifteten die Erdbeeren gebracht habe, Auskunft geben zu können.

Mit der größten Spannung sah ich seinen Aussagen entgegen.

»Ich wohne, wie Sie wissen, in demselben Haus, in welchem Anna Seefeld wohnte«, wandte er sich erzählend an den Polizeidirektor. »Ich kannte auch das Mädchen, obwohl ich vielleicht nie zehn Worte mit ihr gesprochen habe. Da ich Händler bin und die Jahrmärkte bereise, so bin ich freilich nur die kürzeste Zeit im Jahr hier in L. An jenem Tag wollte ich mich abends mit der Eisenbahn nach M. begeben, um dort am anderen Morgen rechtzeitig einzutreffen. Meine Sachen hatte ich bereits nach M. vorausgeschickt, ich wollte den Zug benutzen, der von hier abends zehn Uhr abfährt. Ich rüstete mich bereits zur Abreise, als ich bemerkte, dass ich eine kleine Tasche, welche sich in einer Bodenkammer befand, vergessen hatte; ich stieg deshalb auf den Boden, um die Tasche zu holen. Als ich die Treppe wieder hinabging, bemerkte ich einen Knaben, der ein Körbchen in der Hand hielt und in dem Körbchen sah ich deutlich Erdbeeren liegen, obwohl es bereits ziemlich stark dämmerte. Es fiel mir nicht auf, weil ich wusste, dass das Mädchen mit einem Gärtner verlobt war, der ihm schon öfter Früchte gebracht hatte. Ich fuhr deshalb fort, ohne gegen meine Frau etwas darüber zu erwähnen. Heute Morgen bin ich heimgekehrt und habe erst hier das Nähere über den entsetzlichen Fall vernommen.«

»Um welche Zeit begegnete Ihnen der Knabe?«, fragte der Polizeidirektor.

»Es mochte gegen neun Uhr sein«, entgegnete der Mann.
»Genau weiß ich es nicht. Es war auf der Treppe bereits ziemlich dunkel, ich begab mich bald darauf zur Eisenbahn und kam dort um halb zehn Uhr an.«

»Begegnete Ihnen der Knabe auf der Treppe, die zu der Wohnung des Mädchens führt?«

»Ja wohl.«

»Haben Sie ihn nicht erkannt?«, forschte der Polizeidirektor weiter.

»Nein, ich habe ihn nur sehr flüchtig angesehen, mein Blick fiel zufällig mehr auf das Körbchen mit den Erdbeeren.«

»Sie würden den Knaben also wohl nicht wieder erkennen?«

»Nein, ich glaube nicht, ich habe mir sein Gesicht nicht eingepägt.«

Der Polizeidirektor richtete noch einige Fragen an den Mann, welche ohne Bedeutung waren. Mit größter Ungeduld hatte ich zugehört. Die Mitteilung, dass ein Knabe die Erdbeeren überbracht habe, hatte mich aufs Höchste überrascht; ich fand darin eine Bestätigung meiner Vermutung, dass die drei Vergiftungen durch eine und dieselbe Hand ausgeführt sein.

»Gestatten Sie mir, noch einige Fragen an den Mann zu richten«, sprach ich zu dem Polizeidirektor und wandte mich dann an den Händler.

»Wie alt war der Knabe ungefähr?«, fragte ich.

»Seiner Größe nach zu urteilen wohl zwölf bis vierzehn Jahre, sein Gesicht habe ich, wie bereits gesagt, nicht deutlich gesehen, er wandte es auch etwas ab«, gab der Mann zur Antwort.

»Ist Ihnen an der Gestalt des Knaben nichts aufgefallen?«, forschte ich weiter.

Kögel sann nach.

»Nein«, entgegnete er dann.

»Ich will bestimmter fragen«, fuhr ich fort. »Machte der Knabe auf Sie den Eindruck eines kräftigen, dreisten Jungen?«

»Nein, er schien sehr schüchtern zu sein.«

»Trat er fest auf?«

»Auch das nicht. Es fiel mir sogar auf, dass ich seine Schritte auf der Treppe nicht gehört hatte, bis ich ihn erblickte; ich sah unwillkürlich nach seinen Füßen und nahm wahr, dass er sehr kleine, fast zierliche Füße hatte.«

»Und nicht wahr, er trug einen grauen Rock und eine ziemlich große dunkle Mütze.«

»Ganz recht!«, fiel Kögel ein. »Ich erinnere mich jetzt deutlich daran.«

»Kennen Sie den Knaben?«, fragte mich der Polizeidirektor überrascht. «

»Vielleicht!«, entgegnete ich lächelnd und ausweichend.

»Haben Sie den Knaben sprechen hören?«, wandte ich mich fragend an Kögel.

»Nein. Er interessierte mich ja nicht und ich stieg rasch die Treppe hinab. Hätte ich ahnen können, von welcher Bedeutung dies sein würde, so würde ich ihn aufmerksamer beobachtet haben.«

»Sie haben nicht gesehen, dass der Knabe das Haus wieder verließ?«

»Nein.«

»Haben Sie den Knaben vielleicht früher einmal gesehen?«

»Ich kann mich nicht erinnern, Kögel wurde entlassen. Der Polizeidirektor bestürmte mich mit Fragen.

»Halt!«, fiel ich ein. »Ehe ich Ihnen irgendeine Aufklärung gebe, muss ich mehrere Fragen an Sie richten. Kennen Sie Julie Winter?«

»Natürlich. Doch wie kommen Sie zu dieser Frage?«

»Bitte, teilen Sie mir alles mit, was Sie über dieselbe wissen, diese Dame interessiert mich und ich werde Ihnen nachher sagen, weshalb.«

Der Polizeidirektor schüttelte mit dem Kopf, kam aber meinem Wunsch nach. Er erzählte mir dasselbe, was ich bereits durch Freiberg wusste, nur fügte er noch hinzu, dass sie bereits als junges Mädchen mit einem jungen Mann verlobt gewesen sei, der sie gleichfalls im Stich gelassen habe.

»Wer war ihr Vater?«, fragte ich.

»Ein durchaus rechtschaffener Mann, ein Kaufmann. Er ist schon seit Jahren tot, hat ihr ein kleines Vermögen und das Haus hinter lassen, sodass sie ohne Sorgen leben kann. Ihre Mutter hat sie bereits früh verloren.«

»Hat sie keine Geschwister?«

»Sie hatte zwei Brüder, über der ganzen Familie scheint ein Unglücksstern zu walten. Der eine Bruder starb schon als Knabe, der andere, ein sehr tüchtiger und befähigter junger Mann, starb sechsundzwanzig Jahre alt vor ungefähr einem Jahr.«

»Welchen Beruf hatte derselbe erwählt?«

»Er war Apotheker«, gab der Polizeidirektor zur Antwort,

»Ah!«, rief ich unwillkürlich, denn immer mehr löste sich das Rätsel in meinem Kopf.

»Finden Sie etwas Auffallendes darin?«, fragte der Polizeidirektor.

»Nein, nein! Bitte, fahren Sie fort. Starb der junge Mann hier?«

»Nein, in einer anderen Stadt. Er berechnete zu den besten Hoffnungen, denn er war sehr tüchtig und fleißig. Ja, seinem allzugroßen Eifer ist er zum Opfer gefallen. Er beschäftigte sich viel mit chemischen Untersuchungen und Forschungen und sein Körper war nur schwach. Sein Prinzipal, den ich kennenlernte, gab mir die Versicherung, dass er nie einen so tüchtigen und gewissenhaften Provisor gehabt habe.«

»Seine Hinterlassenschaft fiel seiner Schwester anheim?«, warf ich fragend ein.

»Natürlich, sie war die einzige berechnete Erbin.«

»Herr Polizeidirektor, ich glaube den Mörder entdeckt zu haben«, sprach ich jetzt mit fester Stimme. »Es ist ein dreifacher Mörder, denn er hat die drei jungen Mädchen vergiftet.«

»Wer ist es?«, fragte der Polizeidirektor hastig.

»Julie Winter«, gab ich zur Antwort.

Es war interessant die Enttäuschung auf dem Gesicht des Polizeidirektors zu beobachten.

»Sie scherzen«, erwiderte er.

»Durchaus nicht!«, fuhr ich fort. »Ich bitte Sie, noch in dieser Stunde gemeinschaftlich mit mir eine Haussuchung bei der kleinen Dame vorzunehmen und sie selbst verhaften zu lassen.«

»Es ist unmöglich! Sie irren!«, rief der Polizeidirektor, der den Gedanken noch immer nicht zu fassen vermochte. »Ich kenne diese Dame persönlich, sie ist sogar sehr fromm, eine Freundin des Superintendenten. Sie ist mit den ersten Familien hier bekannt und befreundet – es ist unmöglich.«

»Ich muss auf meiner Bitte bestehen«, erwiderte ich und teilte ihm die Tatsachen mit, welche den Verdacht gegen die kleine schwarze Dame in mir erregt hatten. Sie überzeugten ihn noch nicht.

»Es liegt nicht der geringste Grund vor, weshalb sie die jungen Mädchen vergiftet haben sollte, von denen sie zwei sicherlich nicht einmal kannte!«, rief er.

»Vergessen Sie nicht, dass alle drei Opfer Bräute waren«, fuhr ich fort. »Den Grund zu diesen Verbrechen müssen wir in dem erbitterten Inneren der Mörderin suchen, die selbst zweimal von ihren Verlobten verlassen worden ist und nun vielleicht keinem jungen Mädchen das Glück gönnt, mit dem Geliebten vor den Altar zu treten.«

Der Polizeidirektor schüttelte zweifelnd mit dem Kopf; er war nicht zu überzeugen, kam meiner Bitte, die ich zuletzt als entschiedene Forderung hin stellte, nach und begleitete mich mit zwei Polizeidienern zu dem Haus der kleinen Dame.

Wir trafen sie in ihrem Zimmer, das Gebetbuch in der Hand. Ihr bleiches Gesicht wurde bei unserem Eintreten noch bleicher, ein flüchtiger, stechender Blick ihres wasserblauen Auges flog über uns hin, dann erhob sie sich ruhig und trat uns mit frommer, demütiger Miene entgegen, indem sie nach unserem Begehre fragte.

Der Polizeidirektor zögerte mit der Antwort, ich kam ihm zuvor, indem ich den Polizeidienern befahl, die Dame im Namen des Gesetzes zu verhaften. Sie stutzte, sie trat einen Schritt zurück, ihre Augen waren starr auf mich gerichtet, ihre Zähne nagten an der Unterlippe.

»Zurück!«, rief sie den Polizeidienern entgegen. »Wer wagt es, in meinem Haus mir entgegen zu treten?« Ihre Bli-

cke waren drohend, voll Hass.

Die Polizeidiener zögerten, allein auf einen Befehl von mir erfassten sie die kleine Dame. Sie suchte sich zu widersetzen, sie schrie laut um Hilfe, sie drohte – es half ihr nichts.

Von dem Polizeidirektor unterstützt durch suchte ich das Haus. Das Erste, was wir in der Kammer in einem Koffer fanden, war ein Knabenanzug, grauer Rock und ziemlich große dunkle Mütze.

»Sehen Sie, hier ist der Anzug des Knaben, der die vergifteten Apfeltorten und die Erdbeeren überbracht hat!«, sprach ich.

Der Polizeidirektor antwortete nicht, er war so überrascht und bestürzt, dass er kaum zu sprechen vermochte.

In dem Sekretär der Dame fanden wir mehrere Bücher über chemische Studien, sie hatte dieselben von ihrem Bruder geerbt. Dann ein Manuskript von der Hand ihres Bruders über die Bestandteile und Wirkungen der verschiedenen Gifte. Er schien dasselbe zu seinem Studium ausgearbeitet zu haben. Es war für mich von der größten Wichtigkeit. Ich suchte nach der Abhandlung über Strychnin, die Blätter des Manuskripts, welche dieselbe enthielten, schienen besonders fleißig gelesen zu sein.

Ich suchte nach dem Strychnin, doch vergebens. Ich richtete einige Fragen an die Verhaftete, sie antwortete nicht, regungslos, mit geschlossenen Augen lag sie wie ohnmächtig auf einem Stuhl.

Dem Polizeidirektor gelang es endlich, in der Erde eines Blumentopfes ein Fläschchen zu finden, welches noch Strychnin enthielt. Die durch Feuchtigkeit vermischte Aufschrift auf dem Glas war kaum noch zu entziffern.

Wir hatten alle Beweise, welche wir nur wünschen konnten, in den Händen. In einem herbeigeholten Wagen wurde die Verhaftete zum Gefängnis gebracht. Sie rührte sich nicht und schlug auch die Augen nicht auf. Wie eine Leblose wurde sie in den Wagen und wieder aus demselben gehoben.

Das Gerücht, dass die Mörderin entdeckt und bereits verhaftet sei, durcheilte wie im Flug die ganze Stadt und rief freudige Aufregung hervor; noch größer war das Erstaunen und die Bestürzung, als der Name der Mörderin genannt wurde. An sie hatte niemand gedacht.

Der Superintendent eilte in großer Aufregung herbei und verlangte mit fast komischem Pathos die sofortige Freilassung seiner frommen Freundin, für deren Unschuld er sich verbürgte. Natürlich wurde seine Bürgschaft nicht angenommen und er ging sehr erzürnt fort.

Noch am selben Tag wurden der Verhafteten, die bei ihr gefundenen Kleidungsstücke des Knaben angezogen. Sie wurde von der Mutter der zuerst Vergifteten und von Kögel begutachtet und beide erkannten in ihr mit Bestimmtheit den Knaben wieder, der die Torten und die Erdbeeren den unglücklichen Opfern überbracht hatte.

An der Schuld der Verhafteten war nicht mehr zu zweifeln. Diese gab in den ersten Verhören auf keine Frage eine Antwort. Noch war überhaupt seit ihrer Aufnahme im Gefängnis kein Wort über ihre Lippen gekommen. In ihrer Zelle, in der sie beobachtet wurde, saß sie regungslos mit starrem Blick da. Endlich legte sie freiwillig dem Untersuchungsrichter gegenüber ein offenes Geständnis ab. Sie gestand, alle drei jungen Mädchen mit Strychnin vergiftet zu haben. Weil sie selbst zweimal von ihren Verlobten verlas-

sen worden war, hatte sie einen unversöhnlichen Hass gegen jedes junge Mädchen, welches Braut war, gefasst; um ihnen das Glück der Ehe nicht zu gönnen, hatte sie die drei Bräute vergiftet. Sie gestand offen, dass, wenn ihre Verbrechen nicht entdeckt worden wären, sie noch mehr Verlobte vergiftet haben würde. Das Gift hatte sie im Nachlass ihres Bruders gefunden. Sie gestand, dass sie selbst, als Knabe verkleidet, die Torten und die Erdbeeren ihren Opfern, die sie nicht näher gekannt, überbracht habe. Der Tochter des Kaufmanns, welche am Abend ihrer Verlobungsfeier vergiftet worden war, hatte sie das Gift in einem unbewachten Augenblick in das Wasser gegossen. Sie war der Einladung zu der Verlobungsfeier bereits mit dem festen Entschluss, die Braut zu vergiften, gefolgt.

Sie machte alle diese Geständnisse mit großer Klarheit, ein Gefühl der Reue schien sie nicht zu kennen. Ihre früheren Freunde, der Superintendent an der Spitze, verbreiteten das Gerücht, sie sei Geistes krank und deshalb unzurechnungsfähig, weil sie nicht zugeben wollten, dass eine scheinbar so fromme Dame eine so große Verbrecherin sein könne. Es mochte sein, dass bei der Verhafteten sich der Hass gegen jede Braut zu einer Manie ausgebildet hatte, übrigens gestand sie selbst ein, dass sie jeden Mord vorher ruhig überlegt und mit völliger Zurechnungsfähigkeit begangen habe. Sie räumte ferner ein, dass sie die große Frömmigkeit nur geheuchelt habe, um den Verdacht von sich abzulenken. Zuletzt habe sie freilich geglaubt, dass sie ihre Schuld durch fleißige Gebete sühnen könne, weil der Superintendent ihr stets gesagt habe, dass den Gläubigen jede Schuld vergeben würde und dass sie seliger würden als ein Ungläubiger, der nach irdischen Gesetzen nie ge-

fehlt habe.

Der Arzt, der sie untersuchte, konstatierte ihre völlige Zurechnungsfähigkeit. Die Angeklagte gestand selbst, dass das Leben, nachdem sie in ihren teuersten Hoffnungen getäuscht sei, für sie nicht den geringsten Wert mehr gehabt habe und dass sie es freudig hingegeben haben würde, wenn sie dadurch alle Bräute hätte vernichten können.

Vor den Geschworenen gestand sie ihre Schuld mit derselben Offenheit, aber zugleich auch mit einer kalten Ruhe. Sie wurde zum Tod verurteilt, es schien sie kaum zu berühren. Durch den Fürsten wurde sie zu Lebens länglichem Gefängnis begnadigt, auch dies nahm sie mit derselben Ruhe hin.

In dem Gefängnis blieb sie still und schweigsam. Sie ertrug dasselbe kaum ein Jahr, dann starb sie, ein Rätsel für die Psychologen, denn alle, welche früher mit ihr verkehrt, hatten nie einen Zug eines boshafteu oder heimtückischen Charakters an ihr wahrgenommen. Den Armen hatte sie sogar manches Gute erwiesen. Getäuschte Hoffnungen hatten sie zur Verbrecherin gemacht und irgeleitete Frömmigkeit hatte ihr Gewissen eingeschláfert und das Bewusstsein der Schuld von ihr ferngehalten. Durch Gebete und Glauben hatte sie alles zu sühnen gehofft und doch waren diese Gebete und ihr ganzer Glauben nicht mehr als Heuchelei gewesen.

